This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

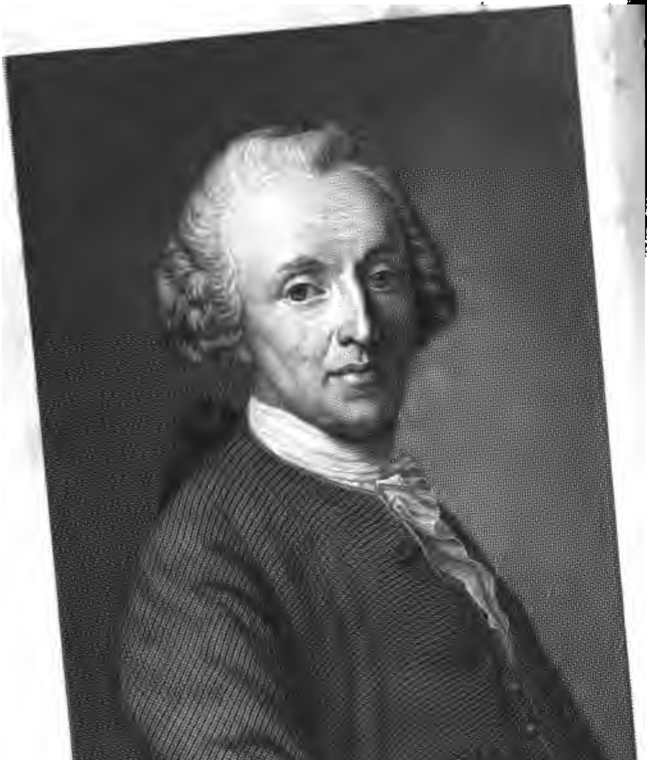
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495109 0

NFG
Gellatt



CHRISTIAN FÜRCHTEGOTT GELLERT

[illegible]

[illegible] Schriften.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Christian Fürchtegott Gellert

C. F. Gellerts

sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Erster Theil.

Mit Gellerts Bildniss.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung
und
Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.
1839.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
12342A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1921
R L

Inhalt.

Seite

Zueignung der Ausgabe sämmtlicher Schriften vom Jahre 1769 1
Vorbericht zur Ausgabe vom Jahre 1769 . . 3
Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln 5
Vorrede zum zweyten Theile der Fabeln und Erzählungen 34
Fabeln und Erzählungen. Erstes Buch.
Die Nachtigall und die Lerche 39
Der Zeisig 41
Der Tanzbär 42
Die Geschichte von dem Hute 43
Der Greis 46
Das Füllen 47
Chloris 49
Der Kranke 51
Der Fuchs und die Elster 53
Das Land der Hinkenden 55
Inkle und Yariko 56
Der Kukuk 58
Das Gespenst 60

Seite

Der Selbstmord	62
Die Betschwester	63
Der Blinde und der Lahme	66
*Der Hund	67
Der Proceß	70
Der Bettler	73
*Das Pferd und die Bremse	74
Die Reise	75
Das Testament	77
*Damötas und Phyllis	80
Die Widersprecherinn	82
*Das Heupferd, oder der Grashüpfer	85
Semnon und das Orakel	85
Das Kartenhaus	88
Die zärtliche Frau	89
Der zärtliche Mann	91
Die Spinne	93
*Die Biene und die Henne	94
Der süße Traum	96
Der Reisende	98
Der erhörte Liebhaber	99
Der glücklich gewordene Ehemann	103
Der gütige Besuch	104
Der Arme und der Reiche	105
Damokles	106
Die beiden Hunde	10[illegible]
Selinde	10[illegible]
Der Schatz	11[illegible]
Monime	11[illegible]
Der unsterbliche Autor	[illegible]
Der grüne Esel	

Seite
Der baronisirte Bürger 118
Der arme Schiffer 119
Das Schicksal 121
Lisette 123
Die Verschwiegenheit 125
Die junge Ente 127
Die kranke Frau 129
Der gute Rath 133
Die beiden Mädchen 134
Der Maler 135
Zweytes Buch.
Die beiden Schwalben 137
Das Unglück der Weiber 138
Der sterbende Vater 141
Der junge Drescher 142
Die glückliche Ehe 145
Die beiden Wächter 147
Das Kutschpferd 148
Die Fliege 149
Der arme Greis 151
Calliste 153
Der Affe 156
Der Bauer und sein Sohn 157
Der glückliche Dichter 159
Die Mißgeburt 160
Die Ente 163
Till 164
Cleant 165
Der Wucherer 166
Der Tod der Fliege und der Mücke 167
Amynt 168

	Seite
Herodes und Herodias	170
Der Freygeist	174
Das Vermächtniß	177
Die Gutthat	177
Der Candidat	178
Die schlauen Mädchen	179
Epictet	181
Elpin	182
Das Hospital	183
Der betrübte Wittwer	186
Der Tartarfürst	187
Der junge Prinz	189
Das neue Ehepaar	189
Der Jüngling	194
Erast	196
Das Pferd und der Esel	197
Cotill	198
Der beherzte Entschluß	199
Der junge Gelehrte	200
Das junge Mädchen	201
Die beiden Knaben	202
Die Bauern und der Amtmann	204
Der Freyer	206
Emil	207
Der Knabe	207
Der Lügner	208
Die Frau und der Geist	209
Philinde	211
Alcest	212
Der wunderbare Traum	214
Der Polyhistor	216

Seite

Die Nachtigall und der Kukuk 217

Drittes Buch.

Der Informator 219
Elmire und Selinde 221
Hanns Nord 223
Der alte Dichter und der junge Criticus 225
Alcest 226
Der gehoffte Ruhm 228
Der Freundschaftsdienst 230
Der großmüthige Räuber 231
Dorant 232
Der Arme und das Glück 233
Der Schwätzer 234
Der ungerathne Sohn 234
Die beiden Schwarzen 236
Der fromme General 237
Rhynsolt und Lucia 239
* Der Schäfer und die Sirene 244
* Die Bienen 245
Der Held und der Reutknecht 246
* Die Lerche und die Nachtigall 247
* Der Knabe und die Mücken 248
* Die Wachtel und der Hänfling 250
Der Hochzeittag 251
* Die Elster und der Sperling 253
Der Geheimnißvolle 255
* Die Lerche 256
* Die beiden Wanderer 257
* Das Glück und die Liebe 259
* Der Affe 282
Die Wittwe. Ein Mährchen 283

* Der junge Krebs und die Seemuschel 267
* Das Kind mit der Scheere 268
* Die Affen und die Bären 270
* Der Leichtsinn 272
Der reiche Geizhals 272
Das Testament 274
Crispin und Crispine 276
Der Jüngling und der Greis 279
Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen des Verstandes und Witzes.
Die Lerche 283
Der Schäfer und die Sirene 294
Der Sperling und die Taube 307

Die Ausgabe der sämmtlichen Schriften vom J. 1769, welche bei der gegenwärtigen zu Grunde gelegt worden ist, unterscheidet sich in dem Text der Fabeln und Erzählungen von den ersten Ausgaben nur durch wenige, unerhebliche Abweichungen. Das erste Buch erschien zuerst unter dem Titel Fabeln und Erzählungen von C. F. Gellert im J. 1746, das zweite als Zweyter Theil derselben im J. 1748, die ersten funfzehn Stücke des dritten in den Lehrgedichten und Erzählungen 1754, die folgenden nebst den Beurtheilungen ꝛc. in dem ersten Theile der Sammlung vermischter Schriften 1756. — Mit einem * sind in dem Inhaltsverzeichniß diejenigen Stücke bezeichnet worden, welche ursprünglich in den Belustigungen (1741 — 44) standen, dann von Gellert umgearbeitet wurden.

An

Seine Churfürstliche Durchlauchtigkeit

zu Sachsen.

Durchlauchtigster Churfürst,
Gnädigster Herr,

Wenn andre Schriftsteller, bey ihren Zueignungsschriften an die Fürsten, oft wegen der Wahl ihres Innhalts ungewiß seyn müssen: so kann ich denselben bey der meinigen nicht einen Augenblick verkennen. Ich darf ihn nicht erst durch Scharfsinn aufsuchen; die Pflicht und mein Herz giebt mir ihn selbst ein. „Danke deinem Fürsten öffentlich und ehrerbietigst für die besondern Merkmale seiner Gnade, deren er dich gewürdiget hat!“ so ruft mir mein Herz zu. Und welche Pflicht fordert weniger Kunst und Beredsamkeit, als die Pflicht eines dankbaren Unterthans gegen seinen großmüthigen und ihm theuersten Fürsten?

Ew. Churfürstl. Durchl. haben mich nicht allein mit schätzbaren Denkmalen Dero Gnade beehret, die für meinen Fleiß eine tägliche Ermunterung sind; sondern Sie haben auch, aus eigner hohen Bewegniß, von dem ersten Anfange Dero preiswürdigsten Regierung an, für meine Ruhe, ja noch unlängst für die Befestigung meiner schwachen Gesundheit, — Gott schenke Ihnen dafür die Gesundheit, die mir mangelt! — eine so ausnehmende Sorgfalt getragen, als wohl noch kein Fürst für

einen kranken Lehrer auf seinen Akademien bezeigt hat. Für alle diese Wohlthaten danke ich Ihnen, Großmüthiger und Wohlthätiger Fürst, öffentlich, vor aller Welt, mit einem Herzen voll Ehrfurcht und Liebe.

Aber höher, als alle diese Wohlthaten, so groß sie auch für mich sind, schätze ich das Vertrauen, das Ew. Churfürstl. Durchl. seit einigen Jahren bewogen hat, mir einige unvollkommene moralische Manuscripte abzufordern, um Sich, (erlauben Sie gnädigst, daß ich der Welt Dero eignen Worte, die für einen jungen Fürsten mehr als die beredtesten Lobsprüche sind, sagen darf,) um Sich daraus zu belehren. Für dieses Glück, das mir den Trost giebt, nicht ganz umsonst gelebt zu haben, danke ich Ihnen, Würdigster Fürst und Herr, öffentlich, vor aller Welt, mit einem Herzen voll Ehrfurcht, Bewunderung und ewiger Liebe; und bitte Gott, daß er Sie ein Beyspiel der Weisheit, Tugend und Glückseligkeit unter den Fürsten seyn lasse, und Sie und Dero würdigste Gemahlinn mit einem langen und dem zufriedensten Leben, nach dem Wunsche und zur Wohlfahrt aller treuen Sachsen, beglücken und segnen wolle. Mit diesen Gesinnungen der Ehrfurcht, der Dankbarkeit und Liebe überreiche ich Ihnen in tiefster Unterthänigkeit die Sammlung meiner geringen Schriften, und verharre bis an das Ende meines Lebens

Ew. Churfürstl. Durchl.

Leipzig,
den 16. April,
1769.

unterthänigster treugehorsamster
Christian Fürchtegott Gellert.

Vorbericht

zur Auflage meiner Schriften vom Jahre 1760.

Da ich bey der neuen Auflage meiner Schriften, welche die Herren Verleger für nöthig befunden, aus Mangel der Gesundheit und der Kräfte nicht im Stande gewesen bin, denselben die Verbesserungen zu geben, die ich wohl gewünschet: so würde ich einen guten Theil dieser meiner Schriften lieber ganz zurück genommen haben, wenn mir dieses Recht darüber zustünde. Ich muß sie also dem Publico so überlassen, wie es sie zeither mit seinem Beyfalle aufgenommen hat, und hoffen, daß so wohl ihre Mängel überhaupt, als auch einige jugendliche Stellen meiner ersten Aufsätze, wenn das Uebrige nützlich ist, leicht ferner Nachsicht erhalten werden. Nur in den Lustspielen, die bey der Vorstellung am ersten unglückliche Wirkungen auf das Herz thun können, habe ich einige Veränderungen vorgenommen; und kein Autor kann in Absicht auf die Ehre der guten Sitten und des Geschmacks zu vorsichtig und strenge seyn. Außerdem hat diese neue Ausgabe nunmehr den Vortheil, daß sie von den sehr häufigen Druckfehlern der vorigen Auflagen durch den Dienst meines Freundes, des Herrn Kreissteuereinnehmer Weiße, und meines

Amanuensis, des Herrn Göbick, sorgfältig ist gereiniget worden; ein Dienst, für den ich beiden hier laut danken muß. Ferner hat diese Ausgabe in fünf kleinen Bänden auch die Bequemlichkeit, daß diejenigen Schriften, die zu Einer Classe gehören, oder einander doch nicht entgegen stehen, jedesmal in Einen Band sind gestellet worden. Der letzte hat drey neue Zusätze bekommen; die aber für die vorigen Ausgaben auch bereits einzeln abgedruckt werden.

Wenn endlich dieses oder jenes meiner Werke zur Ausbreitung der Weisheit und Tugend unter den Menschen bisher beförderlich gewesen ist, und künftig noch seyn sollte; welche Freude für mich, die ich um das Glück und den Beyfall der ganzen Erde nicht hingäbe! und welchen demüthigen Dank bin ich so Glücklicher, und doch Unwürdiger, dem Geber aller guten Gaben ewig dafür schuldig! Leipzig, im Aprilmonate, 1769.

C. F. Gellert.

Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln.

Die Bemühungen, welche unsere Vorfahren seit einigen Jahrhunderten auf die Fabeln gewandt haben, sind, meiner Meynung nach, eben nicht so geringe, daß sie nicht einige Aufmerksamkeit verdienten. Und wenn ich zum voraus setze, daß viele von meinen Lesern nicht Gelegenheit gehabt haben dürften, sich in den Fabeln unsrer Alten umzusehen: so hoffe ich, es wird ihnen nicht unangenehm seyn, wenn sie hier einige Proben von ihrer Schreibart finden.

Es gereichet der äsopischen Fabel überhaupt zur Ehre, daß sie fast bey allen Völkern, und zwar zu verschiedenen Zeiten, ungemein vielen Beyfall und viele Hochachtung gefunden hat. Sie ist unstreitig die älteste Spur des menschlichen Witzes. Sie war in den meisten Ländern, ehe die Wissenschaften dahin kamen; und sie vertrat in den Zeiten der Unwissenheit bey diesem und jenem Volke fast ganz allein die Stelle des Witzes und der Moral. Sie erhielt sich bey ihrer Ehre, da die Wissenschaften aufgiengen; und eine Erfindung, die Barbaren gefallen hatte, gefiel auch gesitteten und witzigen Völkern, und ward unter ihren Händen immer mehr verschönert. Meine Leser würden Ur-

sache haben, von meiner Dienstfertigkeit nicht zum Besten zu urtheilen, wenn ich dieses erst erweisen wollte. Wer bey einer Sache, die niemand leugnet, mehr thut, als daß er ihrer erwähnet, der muß entweder Lust haben, etwas vergebliches zu unternehmen, oder die Ehre suchen, seine Belesenheit auch zur Unzeit zu zeigen. Eben der äsopische Witz, den das den Wissenschaften günstige Deutschland itzt liebt, ward von den Deutschen schon hochgeschätzet, ehe sie die Wissenschaften noch kannten; und die Fabel gefiel ihnen, ehe sie die Regeln der Kunst wußten. Dieses beweisen unter andern die sehr alten Fabeln eines Ungenannten, von welchen ich itzt reden, und zugleich einige Exempel anführen will. Ich meyne diejenigen Fabeln, welche uns der Herr Doctor und Professor der Philosophie zu Straßburg, Johann Georg Scherz, in zehn Disputationen, die er von 1704 bis 1710 gehalten, aus einem alten Manuscripte geliefert, und mit einigen kritischen und moralischen Anmerkungen versehen hat. Er hat von den Fabeln des alten Ungenannten ein und funfzig Stücke herausgegeben *). Es ist nach den Umständen, die Herr Scherz angiebt **), sehr wahrscheinlich, daß dieser Ungenannte zu Kaiser Friedrichs II. Zeiten gelebet hat. Und wenn wir auch sonst keine Merkmale hätten: so würden uns doch die Beschaffenheit der Sprache und Orthographie, und die nachdrückliche und kräftige Schreibart, deren sich dieser Dichter bedienet, schon überführen, daß er nicht lange nach den guten Zeiten Friedrichs Barbarossä gelebet haben könnte. Damals war die deutsche Poesie nicht allein an den Höfen sehr gelitten, sondern auch selbst eine Beschäfftigung der Fürsten

*) Eben diese Fabeln hat man in einem papiernen Manuscripte auf der Bürgerbibliothek zu Zürich. S. die Sammlung geistvoller Schriften. VII. St. 48. S.

**) S. *Scherzii* Philosophiae moralis Germanorum medii aevi *specimen primum.*

und großen Herren; und hierdurch gelangte sie zu einer gewissen Stärke und Anmuth, deren sich die nachfolgenden Jahrhunderte bis auf Opitzens Zeiten nicht haben rühmen können. Und vielleicht hätte sich aus den alten Dichtern keiner besser zu einem deutschen La Fontaine geschicket, als unser Ungenannter, wenn er in unsern Zeiten hätte leben sollen. Einem Manne, der in der Art, die äsopischen Fabeln poetisch zu erzählen, vermuthlich unter seinen Landsleuten der erste gewesen ist; der also weder an einheimischen Exempeln, noch an den Regeln, einen Beystand gefunden hat, und doch mitten in der Finsterniß so glücklich gewesen ist, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen; einem solchen Manne, sage ich, kann man sehr leicht zutrauen, daß er in seiner Art vortrefflich müßte geworden seyn, wenn er die Hülfe der neuern Zeiten genossen hätte. Es geht seinem unbearbeiteten Witze wie einem ungeschliffenen Demante; er läßt, wie dieser, hin und wieder einige Stralen schießen, und es hat, um ihn in seinen völligen Glanz zu setzen, nichts als die Kunst gemangelt, welche ihm das Rauhe und Grobe hätte abnehmen sollen. Wer also großmüthig genug ist, sich nicht durch die Beleidigung irre machen zu lassen, die seine schwäbische Mundart zärtlichen Ohren anthut; wer billig genug ist, es den ordentlichen und edlen Zügen eines Gesichts nicht entgelten zu lassen, daß die Haut mit vielen Sommerflecken besprenget ist; kurz, wer mehr auf die Art, wie er erzählet hat, als auf die Worte sieht, und ihn, indem er ihn liest, in Gedanken in unsere Sprache übersetzet, dem wird unser Fabeldichter bey aller seiner Einfalt vielleicht besser gefallen, als verschiedne, die vier Jahrhunderte später sich in dieses Feld gewagt haben. Ein abwechselndes Sylbenmaaß in langen und kurzen Füßen, ein ordentlicher Abschnitt, und andere in unserer Prosodie gebräuchliche Dinge, waren damals unbekannt. Man darf also dieses nicht von ihm *begehren*. Genug, daß er weit wohlklingender schreibt, als man

vor Opitzen schrieb. Endlich muß man auch bedenken, daß wir die eigentliche Bedeutung, den Nachdruck, und die Kraft vieler alten Wörter nicht genug verstehen; daß viele von solchen Wörtern, wenn sie auch heute zu Tage noch gebräuchlich sind, doch entweder mehr, oder weniger, zu bedeuten angefangen haben, und daß also oft eine alte Stelle, die uns matt und unkräftig, oder sonst nicht zulänglich ausgedrückt zu seyn scheint, dennoch kräftig, poetisch und richtig, gegeben seyn kann. Wer sich in alle diese Umstände setzet, wenn er den Winsbeck und andere alte gute Dichter liest, der wird ihre ungekünstelte Anmuth im Lesen empfinden, und da lebhafte und richtige Gedanken wahrnehmen, wo Andere nichts als verlegene Wörter und matte Vorstellungen sehen.

Der Leser mag nunmehr aus folgenden Exempeln selbst urtheilen, ob ich den ungenannten Fabeldichter mit Rechte gelobet habe. Das erste Exempel soll die Fabel von dem Löwen und der Maus seyn. Ich will mir die Freiheit nehmen, und Commata und Punkte dazwischen setzen, damit man den Verstand leichter finden könne.

Eyns tages ein louwe sich erging
In eim walde, da er fing
Ein musz, die wolt er getöttet han.
Sie sprach: Herr louwe, lant mich gan!
Was eren mag ein Kunig bejagen,
Ob von Ime ein Knecht wurt erslagen?
Des er gewalt hat, wan er wil,
Ist Im das ein ere? das ist nit vil.
Was grosser Künheit mag das gesin,
Ob ein louwe ein muselin
Ertöttet? der hat eren me,
Der geschaden mag, und nit tut we.

Lossent ir mich Herr genesen!
Ich mag uch wol nuz wesen,
Und mag uch keinen schaden tun,
Noch minder dann ein arn *) ein hun.
Der louwe liesz sin zurnen sin,
Und liesz gon das muselin,
Des wart es innerlichen fro.
Ich will es uch dancken, sprach es do.
Nu wart es nit lange gespart,
Das der louwe gefangen wart
In ein garn, das was stark.
Er hett geben dusent Marg,
Das er daruss wer gewesen,
Er wonde sicher, nit genesen.
Da er also gefangen lag,
Da kam die musz, ee dann der tag
Uffging, zu dem louwen hin.
Sie sprach: Got grusz uch, herr myn,
Was klagent ir? was ist uwer not?
Ich bin gefangen uff den tot,
Sprach der louwe zu der musz.
Sie sprach: Herr ir koment wol usz;
Ich hilff, das ir blibent by dem leben,
Wann **) Ir hant mir das myn geben.
Was sol ich uch nu me sagen?
Die musz geriet ***) das garn nagen
Und mit den zenen bissen
Und ouch garn zerrissen
Einzwey, da wart das loch grosz:
Den louwen das nit verdrosz.

*) ar, Adler. **) Weil. ***) Fieng an.

Vil balde er sich dannen machte
Der muse det er acht *),
Frundlich er Ir dancken began.
Sie sprach: Ich hab gern getan.

Gedenkent, wie der gewalt sy,
Dem miltikeit nit wonet by.
Gewalt erbermde **) sol han;
An gewalt sol tugent stan.
Der gross den myndern sol vertragen,
Nutze mag er sin, der nit mag schaden.

Die natürliche Einfalt, mit welcher unser Autor erzählet, hat, nach meiner Empfindung, etwas sehr angenehmes bey sich. Man sieht nichts gekünsteltes, und auch nichts frostiges. Er ist nicht so kurz, daß er ängstlich würde, und auch nicht so wortreich, daß er viel müßiges sagte, wenn man etliche wenige Zeilen ausnehmen will. Seine Moralen bringt er mit einer treuherzigen Miene vor, und verbindet sie gut mit der Handlung der Fabel. Die Anrede, welche die Maus an den Löwen hält, ist so kräftig, und schicket sich zu den gegenwärtigen Umständen so gut, daß man nicht sieht, was sie bessers hätte sagen sollen. „Herr Löwe laßt mich gehn! Was mag wohl ein König für „Ehre erjagen, wenn er einen Knecht erschlägt? Daß er Gewalt „hat, wenn er will, ist ihm das eine Ehre? Mag das wohl eine „große Kühnheit seyn, wenn ein Löwe eine Maus erschlägt? „Der hat mehr Ehre, der schaden kann, und es doch nicht „thut."

Man höre dagegen die spitzfindigen Betrachtungen, welche der Löwe bey dem lateinischen Anonymus in eben dieser Fabel

*) Er bezeigte der Maus Hochachtung. **) Erbarmung.

anstellet, und welche sich vermuthlich auf die Vorstellungen beziehen sollen, die ihm die Maus zuvor gethan hat.

Si nece dignetur murem leo, nonne leoni
Dedecus et muri coeperit esse decus?
Si vincat summus minimum, sic vincere vinci est.
Vincere posse decet, vincere crimen habet.
Si tamen hoc decus est; si laus, si vincere; laus haec
Et decus hoc, minimo fiet ab hoste minus.
De pretio victi pendet victoria: victor
Tantus erit, victi gloria quanta fuit.

Die epigrammatische Rede des Löwen, diese künstliche Wiederholung der Worte in Gegensätzen, ist von der edlen Einfalt weit entfernet, mit welcher der Deutsche seine Maus ungezwungen, und doch nachdrücklich, reden läßt.

Man halte ferner diese alte Fabel gegen eine, die in unserm Jahrhunderte aufgesetzet ist, und sehe, ob der alte Fabeldichter den neuern nicht unendlich beschämet?

In Riederers Fabeln Aesopi, die zu Coburg 1717 herausgekommen sind, wird die Fabel von der Maus und dem Löwen also erzählet:

Ein Löw, müd von der Hitz und Lauffen,
Legt sich im Schatten in das Grün.
Indem er schläft, so kommt ein Hauffen
Mäuß über seinen Rücken hin,
Drob eine, gleich da er erwachte,
Er zwischen seine Klauen brachte.

Die Arme bat ganz unterthänig
Um Gnad, Quartier, und um Pardon;

Sie sprach: Was solch ein grosser König,
Der wider sie zürn, hab davon.
Sein Grimm sollt, den er nur mögt sparen,
Gleichwohl in grössre Thiere fahren.

Der Löw gedachte, daß ihm diese
Nicht viel Respect und Ruhm verhieß,
Wenn er ein solch klein Thier zerrisse,
Und sich sie etwan schmecken ließ,
Drum war er in sich selbst erbötig,
Und ließ sie gleich drauf los und ledig.

In wenig Tagen drauf so rennte
Besagter Löwe durch den Wald,
Er fiel in Strick und Garn behende,
Er brüllte, daß es wiederhallt;
Allein sein Vorsatz blieb dahinten,
Er konnte keinen Ausgang finden.

Die Mauß hört ihn erbärmlich brüllen,
Laufft zu und kennt ihn an der Stimm,
War er ihr unlängst nun zu Willen,
Das sie bemerkte interim,
Kommt sie zum Garn, und sucht die Knöpfe,
Daß er immittelst Luft nur schöpfe.

Als sie dieselbe nun gefunden,
So naget sie sie hurtig ab,
Wodurch sie in denselben Stunden
Dem Löwen die Befreyung gab,
Denn ihm ist alsofort gelungen,
Daß er aus dem Arrest entsprungen.

Ist die Fabel aus dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderte nicht ein rechtes Meisterstück, gegen die Arbeit des neuen Dichters gerechnet? Ich glaube, daß der Leser das alte Schwäbische lieber zehnmal lesen wird, als das neue undeutsche Deutsche einmal. Dort höret man, ungeachtet der rauhen Sprache, doch einen Dichter reden, hier aber, ungeachtet des Sylbenmaaßes, nur einen Reimer.

Das andere Exempel mag die Fabel von dem Raben und Fuchse seyn.

Ein Fusz hungern began;
Under ein hohen bom er da kam,
Uff den ein rap kam geflogen
Mit eim kese, den er einer frouwen
Genommen und gerobet da.
Des wart der Fusz ummassen fro.
Da Ine der Fusz erst ersach,
Mit glatten worten er da sprach:
Gott grusz dich, lieber herr myn,
Uwer diener will ich sin,
Und imer wesen uwer Knecht.
Das dunket mich billig und recht.
Ihr sint edel und so rich,
Kein fogel mag uch sin glich
In allen kunigrichen.
Ich wene *) uch müse entwichen
Der sperwer und ouch das felkelin,
Des habichs und ouch des pfowen schin.
Süsse ist uwer kelen schal,
Uwer styme hört man uberal

*) Wenen, glauben, dafür halten.

In dem walde erclingen,
Wann ir getatten singen;
Des hab ich wol genommen war.
Der rap sprach, du sagest war.
Nu singent, lieber herr myn!
Da sprach der rap, das sol sin.
Er liesz sin stym usz und sang,
Das es durch den wald erclang.
In dem sange empfile Im do
Der kese, des wart der fusz vil fro.
Des lobs mus der rap mit schaden entgelten,
Und im was das lob nit gut, als ein schelten.

Die Schmeicheleyen, welche der Fuchs dem Raben macht, klingen artig genug. „Gott grüß euch, mein lieber Herr, euer „Diener will ich seyn, und immer euer Knecht bleiben.“ Was fehlet diesem Complimente? Nun fängt er an, ihn recht poetisch zu loben. „Ihr seyd edel und liebereich. Kein Vogel mag „euch in allen Königreichen gleich seyn. Nach meinen Gedanken „muß euch der Sperber und der Falke weichen; die Schönheit „des Habichts und des Pfauen. Süß ist eurer Kehlen Schall, „eure Stimme hört man überall in dem Walde erklingen.“ Dieses ist, wie mich deucht, eine sehr poetische Stelle. Man stelle sich vor, wenn der Dichter in unsern Zeiten geredet hätte, ob er nicht fast eben das gesagt haben würde, was La Fontaine saget?

Eh bon jour, Monsieur le Corbeau,
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!
Sans mentir, si vôtre ramage
Se rapporte à vôtre plumage,
Vous êtes le Phoenix des hôtes de ce bois.

Die Sitten seiner Zeit liessen es nicht zu, daß er sich so manierlich ausdrücken konnte. Indessen muß diese Stelle vor vierhundert Jahren eben so artig und munter geklungen haben, als das La Fontaine seine zu unsern Zeiten klingt. Damit man den Werth dieses alten Autors desto besser erkenne: so will ich eben die Fabel von dem Raben aus dem Melander hersetzen, welcher 1712 eine Mythologiam Paraeneticam, das ist, die Fabeln Phädri in deutschen Versen, zu Eisenberg herausgegeben hat. Er läßt sich folgendermaßen gar annehmlich und deutlich vernehmen.

Als ein gewisser Raab den Käß vom Fenster stahl,
Und aß denselben gern auf hohem Baum zum Mahl,
So sahe den der Fuchs, und fieng so an zu reden:
O Raab! wie hast du doch so schöne Feder-Weden!
Wie herrlich steht dir doch der Leibes-Zierrath an!
Kein Vogel, wenn du sängst, ging dir im Rang voran.
Allein da sich der Narr zu seiner Stimme schicket,
Verliehrt er seinen Käß, den gleich der Fuchs entrücket,
Und reißet ihn mit List so fein begierig hin,
Da wurde erst der Raab der List des Fuchses in.
Und also wurde er zum Seufzen erst bewogen,
Daß ihn der schlaue Fuchs so schändlich hat betrogen.
Damit wird angezeigt, was Sinn und Witz vermag,
Und Klugheit halte stets der Tapferkeit die Wag.

Sollte man nicht denken, wenn man von der kraftlosen Art zu erzählen auf die Zeit schließen wollte, in welcher Melander gelebet; sollte man, sage ich, nicht denken, daß er noch einige Jahrhunderte vor unserm Ungenannten sein Werkchen verfertiget haben müßte? Um die Weitläuftigkeit zu vermeiden; so will ich nur noch ein kurzes Exempel aus unserm Alten anführen. Ich muß übrigens erinnern, daß man bey ihm nicht lauter äsopische

Fabeln, sondern auch Erzählungen antrifft; zum Exempel, die Geschichte der Matrone zu Ephesus, welche die Herren Verfasser der schweizerischen geistvollen Schriften in ihr siebentes Stück eingerücket haben; die Erzählung von dem Fieber und dem Flohe; von dem Vater, dem Sohne und dem Esel, und andere mehr, in welchen man die Spuren eines guten Geschmacks mit Vergnügen bemerket.

Das letzte Exempel sey die Fabel von dem Wolfe und der Geis.

Ein Geisz wolt uff ein weide gon,
Da liesz sie in dem stalle ston
Ein junge geisz, Ir tochterlin;
Zu ir sprach sie, losz nyeman in,
Du solt die ture beslossen lon;
Harusz solt du nit gon,
Blip darinn, das ist dir güt,
So bist du vor dem Wolff behüt.
Da die geisz beslossen wart,
Viel schier ein Wolff kam uff die fart.
Er gieng zu dem stall drugenlich *),
Und geborte sich glich
Der alten geisz in valschheit,
An styme, an wandel, und seit **)
Der jungen geisz: losz mich in,
Min trut liebes tochterlin!
Sie sprach, wer bistu stant davor?
Ich ton nit uff des stalles tor,
Min mutter hat verboten mir,
Das Ich nit usz hin kome zu dir.

*) betrüglich. **) sagt.

Ich kenne dich wol, die stym ist falsch.
Dich hilffent weder tutsch, noch welsch.
Du komest nit herin, somer got! *)
Ich wil halten das gebot,
Das mir gebot min mütterlin,
Das Ich nyeman solt lossen in.
Du bist ein Wolff, das sihe ich wol.
Wann du bist aller schalkheit vol.
Ach herrgott, wie viel der ist
Uff erden, die denselben list
Erzöigent mit susses honiges wort,
Und ist schande, schade und mort
In ihr hertze alle begraben etc.

Unter die Fabeldichter, die gegen das vierzehnte Jahrhundert gelebet haben, zählen wir auch den Hugo von Trymberg, einen Schulmann zu Babenberg. Er hat ein moralisches Buch in Versen geschrieben, welches er den Renner nennet, und von welchem er saget:

In Schwaben, in Döringen und Franken,
Da sollen teutsche Leute mir danken,
Das ich viel fremder Lere in han
In Teutscher Zungen kundt gethan,
Die manch jar vor und dan noch heuer
In Teutscher Sprache waren deuwer.

In diesem Buche sind verschiedene, theils äsopische, theils andere Fabeln enthalten; und wer weis, ob nicht einige darunter von seiner eigenen Erfindung sind. Man kann von seiner

*) Somer got, oder sommer gott, ist eine Betheuerung, die so viel heißt, als: Bey Gott! So wahr mir Gott helfe.

Schreibart mit keiner Zuverläßigkeit urtheilen, weil derjenige, der ihn 1549 zu Frankfurt am Mayn in Folio herausgegeben hat, so besorgt gewesen ist, und die schwäbische Mundart des Trymbergs nach der Sprache des sechzehnten Jahrhunderts verbessert, oder, deutlicher zu reden, verderbet hat. Wer Exempel von dieser unzeitigen Sorgfalt sehen will, darf nur den Morhof, von der deutschen Sprache und Poesie, auf der 352. S. nachlesen. Es scheint wirklich, daß Trymberg die Sprache nicht so in der Gewalt gehabt hat, als der ungenannte Fabeldichter. Die Ursache mag wohl diese seyn, daß er sich, als ein Schulmann, mehr auf das Latein geleget hatte, wie er saget:

Und wiset, das ich wohl dreißig jar
Meinen Sinn hatte auf Latein so gar
Geleit, das mir die Teutschen Reimen
= = = = = =
So gar waren unbekannt
Als ob ich führe in frembde Land
Und wölte eine sprache lernen da.

Wie glücklich sind wir in unsern Zeiten, daß wir diese Entschuldigung nicht mehr nöthig haben! Unsere größten Gelehrten halten es für eine Ehre, sowohl in der einen als in der andern Sprache zugleich schön zu schreiben, und dem Exempel des Cicero zu folgen, der bey seiner Geschicklichkeit in der griechischen Sprache auch in seiner Muttersprache vortrefflich schrieb.

Wenn nichts an unserm Trymberg zu loben wäre: so verdiente er doch wegen der edlen Freiheit, mit welcher er die Laster seiner Zeiten angreift, eine besondere Hochachtung. Er fürchtet sich vor dem geistlichen und obrigkeitlichen Stande so wenig, daß er beiden die Wahrheit ganz unerschrocken saget. Er folget hierinne dem Beyspiele des beherzten Freydanks,

welchen er sehr oft mit grosser Hochachtung anführet. Die Satyre hat auch viel zu enge Grenzen, wenn sie sich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beschäfftigen soll. Die Thorheiten der Großen machen beredter, als die Narrheiten der Niedrigen. Und man wird allemal finden, daß in dem Lande, wo die meiste Freyheit herrschet, auch die besten und kräftigsten Satyren angetroffen werden. Den poetischen Geist des Herrn Trymbergs mag ich eben nicht loben. Er hatte gesunde und gute Lehrsprüche; aber hohe Gedanken und lebhafte Auszierungen wird man freylich nicht oft in seinen Gedichten finden. Wir betrachten ihn indessen itzt nicht als einen erhabnen Dichter, sondern als einen Fabelschreiber. Doch auch in dieser Betrachtung dürfte er wohl etliche Stufen unter dem Ungenannten zu stehen kommen. Ich will eine Probe von seiner Art zu erzählen hersetzen.

Von zweyen Mülen.

Ein Müle mit eym rädelein
Bey einem kleinen dörffelein
Hatte vor zeitten ein armer mann
Das wasser dem rädelein entrann
Und nicht hatte seinen follen schwang
Mit jammer es umbgieng und sang
Als ihm des wassers not gebot:
Hilff Herre Gott, Hilff Herre Gott.
Nun war dabey ein dorff sehr groß
Bey dem ein krefftig Wasser floß
Das trieb zwey räder fölligliche
Sie schnapten mit eynander gleiche:
Hilff oder laß, Hilff oder laß,
Die Erde sey trucken, oder naß,

So hant wir genug tag und nacht
Uns wird so mancher Sack herbracht.

Diese mülen mögent uns wol bedeuten
Auf erden reich, und arme leute.
Unsern Herren ruffent die armen an. rc.

In dem sechzehnten Jahrhunderte hat sich Burkard Waldis um die Fabel verdient zu machen gesucht, und vierhundert an der Zahl in Verse gebracht, welche zu Frankfurt am Mayn 1548 in 8tav im Drucke erschienen sind. Morhof gedenkt seiner, in der deutschen Poeterey der mittlern Zeit, mit keinem Worte; und es scheint daher, daß er ihn für sehr schlecht muß gehalten haben. Es ist freylich leider bekannt, daß die deutsche Poesie nach den glücklichen Zeiten der Kaiser aus dem schwäbischen Hause ein sehr schlechtes Ansehen bekommen, da sie durch die Unruhen des Krieges aus den Händen der Großen in die Hände des Pöbels gerathen, und endlich ein Zeitvertreib der ungehirnten Meistersänger geworden. Allein so schlecht sie auch in dem sechzehnten Jahrhunderte ausgesehen hat, wenn man Sebastian Brands und Johann Fischarts Arbeiten ausnimmt, von deren Stärke in der Dichtkunst die Herren Verfasser der schweizerischen critischen Schriften in dem siebenten Stücke gehandelt haben: so glaube ich doch, daß man unserm Waldis zu viel thut, wenn man ihn etwan mit Hanns Sachsen in eine Reihe setzen wollte. Er weis die weitläuftige und oft müßige Art zu erzählen, die man ihm mit Rechte vorwerfen kann, doch oft durch muntere Einfälle und lebhafte Beschreibungen wieder gut zu machen. Und er ist mehr zu bedauren, daß er nicht zu einer bessern Zeit gelebet hat, als daß er den Schimpf seiner Zeit und seiner verstümmelten Sprache entgelten sollte. Vielleicht werden einige Exempel von seiner Arbeit seinen Charakter besser bestimmen, als ich. Die Fabel vom Pferde und Esel lautet also:

Einsmals ein Pferdt gebunden stund
Und het einen schönen Zaum im Mund
Der war mit gülden Buckeln beschlagen
Auff seinem Rücken thet es tragen
Ein blancken Sattel schön gezierd,
Ein Roßdecken mit Gold durchschniert
Es riß den Zügel bald entzwey
Und lieff hinweg mit großem Geschrey,
Da kam ein Esel on gefehr
Mit seiner Last langsam daher,
Das Pferd fraß das Gebiß mit schaum,
Sah zorniglich und sprach, gib raum
Wer hat dich solche mores gelert
Das du nicht weichst eim solchen Pferdt?
Geh weg, gieb raum, oder wil dich schlagen
Das dich jr sechs von hinnen tragen.
Der Esel erschrack von dem schnurren
Gab raum und durfft auch nit einst murren.
Das Pferd lieff was es leibes mocht
Zu letst sichs on gefehr verrücht
Der wardt sein Herr von stundt gewar
Nam im die schöne Rüstung gar
Verkaufft's dem Fuhrmann in den Karren
Der wolt damit hinweg fahren,
Das sahe der Esel lieff baldt zu
Sprach, grüß dich freundt, wie siehest nu?
Wo ist das Gülden und Seiden zier
Der sehe ich jetzund keines an dir?
So lieber Freundt, so gehts auf Erden
So muß hoffart gestraffet werden.

Von einer Frauwen,

die ihren sterbenden Mann beweinet.

Es war einmal ein junges Weib
 Gar wohl gethan und schön von Leib,
Dieselb hett auch ein jungen Mann
 Den kam ein elend Kranckheit an
Das er sich legen must zu Bett
 Die Kranckheit jn fast engsten thet,
Das er auch mit dem Todte facht,
 Den hett die Frauw in guter acht.
Betrübt sich deß so mechtig sehr
 Das sie auch kaum kundt reden mehr.
Da sprach jr Vatter, Tochter mein,
 Bitt, wöllest nit so trawrig sein,
Würd dir jetzt schon der Mann absterben
 Ich wolt dir umb ein andern werben,
Ich weis auch das derselb für allen
 Dir baß denn dieser sollt gefallen,
Vnd dich wol bald also gewehnen,
 Das dich nicht darffst nach diesem sehnen,
Darab erzörnt die junge Frauw
 Vnd sprach zum Vatter auf mein trauw,
Ihr seht ich bin betrübtes herzen
 Dennoch vermehrt jr mir den schmerzen,
Das jr mir sagt vom andern Man
 Das wort ich zwar nicht hören kan
Das aus meines krancken Mannes lieb
 Ich mich gar herzlich sehr betrüb,
Bald thet derselbig Man verscheiden
 Darab der Frauwen herzlich leiden

Mit Trauwrigkeit ward sehr vermehrt,
Wie uns die folgende that lehrt,
Mit weinen sie den Mann beklagt
Daneben auch jren Vater fragt,
Vnd sprach, ich bitt, mir sagen wöllen
Wie ists umb den jungen Gesellen
Von dem jr heut gesaget hat,
Ist er auch hie in dieser Statt?
Ihr seht wo mich der Schuh ietzt drückt,
Ob ich meines leidts möcht werden erqvickt.
Hie mag man sehen wie die Frauwen
Ihr Männer meynen mit all trauwen
Bey dem sie zwanzig Jar gesessen
Könntens in einer stund vergessen
Doch wissens viel davon zu waschen,
Ist gleich als wenn einr kaufft ein Taschen,
Vnd braucht sie lang bis sie wird alt
Vnd jm ohn all gefahr entfalt
Geht hin zum Krämer kaufft ein neuw
So ists auch um der Frauwen reuw.

Ich übergehe hier verschiedene Fabelbücher, als den Reinecke Fuchs des Herrn von Alkmars, Georg Rollenhagens Froschmäusler, und den Mücken- und Ameisenkrieg, weil sie alle drey nicht sowohl unter die äsopischen Fabeln, als unter die scherzhaften Heldengedichte gehören; in welcher Art sie, der harten und rauhen Verse ungeachtet, doch ihren Werth haben. Der Uebersetzer des Mückenkriegs ist nicht bekannt. Das Original ist von einem, der sich Cocalium genannt hat, in makaronischen, oder halb lateinischen und halb welschen Versen, aufgesetzt, wie die deutsche Vorrede saget:

Dieser Krieg ist vor vielen Jahrn
Anfangs von eim beschrieben worn
Der sich genannt Cocalium,
Mit einer Art der Carminum,
Darinn er vermischt Welsch mit Latein
Wie dieser Verß bey uns mag seyn:

Hei mihi Strassburgum quod non queo schavvere turnum,
Cumque bonis quod non possum zechare Gesellis.

Ich will aus dem ersten Buche eine kurze Stelle anführen, wenn man etwan die Versart dieses Heldengedichts kennen lernen will. Nachdem sich der Bremen König Scannacabal-la in der größten Eil auf seinem Rosse, einem Käfer, zu seinem Herrn Schwager Sanguileo, dem Könige der Mücken, begeben, der unlängst eine große Niederlage erlitten hatte: so beschließt er seine lange Anrede also:

: : Ich schwer bey meiner Kron,
Ja bey des großen Jovis Thron,
Daß ich alßbald ohn lenger ziel
Der Mücken todt jetzt rechen wil.
Wil drey mal hundert tausend man
Allhier bringen auf diesen Plan,
Der allerbesten Bremen mein,
So sie in meinem Lande seyn,
Kriegshelden aller eren wert,
Eins teils zu Fuß, eins teils zu Pferd
Einen so wohl gerüsten Zeug
Dem nie kein Heer auf Erd war gleich.

Es giebt noch drey andere alte Fabelbücher, die losen *Füchse dieser Welt*, den Eselkönig, und den Gänsekö-

nig, welche aber auch im eigentlichen Verstande nicht zu den äsopischen Fabeln gerechnet werden können. Die losen Füchse dieser Welt sind nicht sowohl Fabeln als Sinnbilder, in welchen die Füchse unter allerhand Gestalten und Trachten mit einer Beyschrift aus der Bibel vorgestellet werden, welche die Erklärung des Bildes seyn soll. Es mag nun Sebastian Brand, oder wer da will, der Verfasser dieses Buches gewesen seyn: so bringt es ihm, nach meiner Meynung, nicht viel Ehre. Man sieht darinnen wohl ein gutes Herz, aber wenig Witz, und in der ganzen Anlage wenig Ueberlegung. Wenn dem Vorredner zu der Dresdner Ausgabe von 1585 zu trauen ist; so wäre es schon im Jahre 1495 in brabandischer Sprache im Drucke erschienen, und also älter, als der Reinecke Fuchs, weil wir von diesem keine ältere Ausgabe haben, als die Lübeckische von 1498 in Octav. Wenn diese Nachricht ihre Richtigkeit hätte: so könnte Doctor Luther, wie einige geglaubt, dieses Buch nicht verfertiget haben. Daß aber Doctor Luther ein großer Freund von Fabeln gewesen, sieht man daraus, weil er die äsopischen hat reinigen und übersetzen wollen, auch wirklich sechzehn Stücke übersetzet, und eine sehr schöne Vorrede von dem Nutzen der äsopischen Fabeln dazu verfertiget hat. Seine kurzen und körnichten Uebersetzungen lesen sich mit Lust. Man findet sie in dem neunten Theile seiner deutschen Werke, und auch in denen hundert Fabeln Aesopi, welche Nathan Chyträus, ein Professor zu Rostock, 1571 in Octav herausgegeben hat. In eben dieser Ausgabe finden sich vier Fabeln, welche Doctor Mathesius, Luthers guter Freund, gemacht haben soll. Ich will Eine davon hier einrücken. „Ein „alter Hirtenhund, der seines Herrn viehe trewlich bewachte, ge„het zu Abend ein. Den pelfern die Polsterhündlein auf der „gassen ahn. Er trabt für sich, und sicht sich nicht umb. Wie „er fürn Kuttelhoff kompt, fragt ihn ein fleischershund, wie er „dis gepelffer leiden könne, und warum er nicht einen beym

„Lamm neme. Nein, saget der Hirtenhund, es zwacket und „beisset mich keiner, ich muß meine Zeen zun Wölfen haben."

„Ach wer bisweilen verhören könnte, und verantwortet „nicht alles, und lies St. Petrus und Rolands Schwert in der „Scheiden stecken, der blieb lang ungebissen und vertrüg vil „sachen."

Eben dieser Mathesius erzählet in seiner Predigt über Jothams Fabel, eine Fabel vom Philipp Melanchthon, die er im Wiesenthale über Tische vorgebracht hatte, da man von dem Undanke der Welt gesprochen. Sie ist etwas lang, und vielleicht hat sie Melanchthon auch kürzer und anmuthiger erzählet, als sie uns Mathesius aufbehalten hat. Indessen verdienet sie doch, gelesen zu werden, da sie von einem so grossen Manne kömmt, gesetzt, daß auch die Erfindung nicht ganz seine wäre.

Der Welt Dank.

Eine grosse Schlang verfiel sich in einer Höle, und schreie jämmerlich. Ein Bawr kompt zum Loch, fragt, was da sey, sie bitt, er wölle jr heraus helfen. Traun nein, sagt der man, an bösen Thieren ist nichts gutes zu verdienen, ich solte wol ein Schlang in meinem Busen aufziehen. Die Schlang helt an und verspricht dem Bawren, sie wölle jm bey jrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten lohn liefern, so die Welt zu geben pflegt. Gifft, gab, und grosse verheissung bethoren auch die weisen. Der Bawr hilfft dem bösen und listigen Wurm heraus, daran wil sie jn zu lohne fressen. Hab ich das umb dich verdienet? ist das deiner zusag gemeß? sagt der Bawr. Ich bin zweyzüngig, sagt die Schlang, die welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bitt, der bringt jn gemeiniglich wieder daran. Wie der Bawr in engsten stehet, sagt die

Schlang, da du mir nicht glauben wilst, so wöllen wirs auf die nechsten zwey setzen, die vns begegnen, was die in dieser sachen sprechen, das soll vns beyden, wohl vnd wehe thun. Bald kompt ein altes pferd, dem legen sie die sache für, der Scheidsman spricht: Ich habe meinem Herrn funfzehn jar gedienet, morgen wil er mich dem Schelmschinder geben, die welt lohnet nicht anders. Desgleichen spricht der alte Hund, auf den sie auch compromittirn, ich hab zehn jar tag und nacht meinem junkern jagen und viel Füchs und Hasen fangen helffen, ietzt hat er seinem Weidman befohlen, er sol mich an eine Weide henken, das ist der Welt Lohn. Dem Bawrn wird bang zu muet; indem trabt ein Füchslein daher, dem legt der Bawr sein sach auch für, und verheist jm all seine Hüner, er soll jm von dem bösen Wurm helffen. Der Fuchs unterwindet sich des Handels, beredt die Schlang, sie wölle jm die Höle zeigen, und was jr gefahr und des Bawrn dienst gewesen sey. Man kompt zum loch, der Fuchs fert ein, die Schlang hernach, und zeigt jm alle Gelegenheit. Inn des wischet der Fuchs heraus, und ehe sich die Schlang umwendt, weltzet der Bawr aufs Fuchsen abred, wider eine grosse wand für. Wie der Bawr erledigt, fordert der Fuchs, er sol jm aufn abend das Hünerhaus offen lassen. Der Bawr kompt heim, thut seinem weib relation, und was er dem Fuchs für seine Procuratorey sey anheischig worden. Die Bewrin sagt: Hüner und Gense sein jr, er hab nichts zu vergeben. Der Bawr will sein Wort nachkommen, lest dem Fuchs das Hünerloch offen. Wie es die Fraw gewar wird, wartet sie mit jrem Schirmeister die nacht auf den Fuchs, vnd als er bona fiducia geschlichen kompt, verrennen sie jm das loch, und blewen auf jn zu, bis sie jn ergreiffen. Ach, sagt der Fuchs, ist denn das recht, und der welt höchster lohn, für die gröste wohlthat, so bestettig ichs heut, armer schalck, die welt recht mit meinem leben und balg.

Freilich geht es auf erden nicht anders zu, wer der welt dienet, der verleuret nicht allein sein wohlthat, sondern kriegt mit der Zeit Teufels danck zu lohn. Doch muß es endlich alles bezalet werden, darumb vmb der welt lohn und danckes willen nichts angefangen, vmb jres vndanckes und vntrew willen nichts unterlaßen.

Nunmehr komme ich auf zween prosaische Fabeldichter, die sich von andern darinnen unterscheiden, daß sie nicht als Uebersetzer, sondern als Erfinder, das Reich der Fabeln haben erweitern wollen. Der erste ist Georg Philipp Harsdörfer, ein Rathsherr zu Nürnberg, und Mitglied der hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschaft, der bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gelebet hat. Er hat außer seinen Frauenzimmer-Gesprächspielen und verschiedenen andern Schriften, geistliche und weltliche Lehrgedichte, unter dem Titel, Nathan und Jotham, 1650 zu Nürnberg in Octav herausgegeben. Diese Lehrgedichte, „welche er zu sinnreicher Ausbildung der „wahren Gottseligkeit, wie auch aller löblichen Sitten und Tu„genden verfertiget," bestehen in hundert und funfzig geistlichen und eben so viel weltlichen Erzählungen. Wenn man diese Lehrgedichte kurz charakterisiren will: so darf man nur den Namen darüber setzen, den Harsdörfer in der Fruchtbringenden Gesellschaft geführet hat. Er hieß der Spielende; und diesen Namen hat er in seinen Lehrgedichten vollkommen behauptet. Sie laufen meistens auf eine frostige Anspielung oder gezwungene Allegorie, und nicht selten auf ein Wortspiel hinaus. Doch würde man ihm zu viel thun, wenn man glauben wollte, daß unter dreyhundert Erfindungen nicht auch etliche gute wären. Ich will eine schlechte und eine etwas bessere hersetzen. Die erste heißt die

Armuth. Ich will denjenigen loben, der wachend etwas so sinnreiches nachahmen kann.

Die Armuth.

Es hat sich ein Pestilentzischer Lufft (die Armuth) von den Leichnamen der erschlagenen in dem Krieg, erhaben, etliche Häuser und Stättlein angestecket, und so bald er in ein Haus getroffen, das Zinn und Kupfer, das Geld aus der Kisten, und aus dem Beutel geblasen, viele sind von einer Statt in die andere geflohen, viel sind über Meer entwichen, aus der andern Welte eine Artzney wider diesen gifftigen Lufft zu holen. So viel aber mit dem Goldmetall beladen wiederkommen, so viel und mehr sind unterwegs ersoffen. Weil nun diese Pestin sehr überhand genommen, hat man um Rath gefragt, wie der Sache Hülfe zu schaffen? Dafür hat sich in der Apothecken der Hoffnung eine Artzney gefunden, welche von dem Manna des Gebeths und von der Eberwurtz unverdrossener Arbeit gemachet worden. So viel ihrer diese Artzney mit vielen fasten und wachen gebrauchet, sind alle genesen, und hat solche den Gifft von den Herzen getrieben, daß er ihnen nicht schaden können. Dieses Mittel ist durch einen Wiederhall oder Echo erfunden worden, indem einer gerufen:

ARO,

hat der Wiederruff geantwortet:

ORA.

Es haben sich aber nicht wenig gefunden, so diese Artzney nicht gebrauchen, und lieber in der Faulsucht ihr leben enden, daß sie theils ein Hauffen Kleide angethan, bevor sie erkranckt.

Tugend und Laster.

Es wohnten in einem Hause vier fromme Weibspersonen, welche sich zu gleicher Zeit schwanger, und sehr übel befanden. Als nun die Geburtsstunde herbey kame, brachten sie auf Einen Tag vier sehr abscheuliche Kinder, nemlich zween Söhne und zwo Töchter auf die Welt. Die Wahrheit, welches die älteste und schönste unter besagten Frauen ware, gebore den Haß, ein ungestaltes Kind mit schehlen Augen und spitzigen Klauen. Die Glückseligkeit, ein junges und freches Weib brachte an das Licht den Stolz, eine Mißgeburt mit zweyen Köpfen, einem Leib und Schwanz gleich einer abscheulichen Schlangen, mit Basilisken Flügeln &c. Die Sicherheit gebore eine Tochter, die nennte sie die Gefahr, die wollte klettern wie eine Katz, und hatte doch keine Klauen sich anzuhalten. Viertens erledigte sich die Vertreulichkeit einer Tochter, die nennte man die Verachtung. Wie nun die Eltern gute Freundschaft flogen, also wollten sie solche bey ihren Kindern erblich machen, und heyrathet der Herr Haß, die Fräulein Gefahr, und der Herr Stolz, das Fräulein Verachtung.

Der andere von den Fabeldichtern aus dem verflossenen Jahrhunderte ist Justus Gottfried Rabener, ein gelehrter Mann, der als Rector der Fürstenschule zu Meissen 1699 gestorben ist. Seine Fabeln, die unter dem Titel, Nützliche Lehrgedichte, 1691 zu Dresden in Octav herausgekommen, sind zu der Absicht, in welcher er sie für die Jugend aufgesetzet hat, sehr dienlich gewesen. Er scheint freylich den Fußtapfen des Herrn Harsdörfer zuweilen gefolget zu seyn, indessen ist es ihm weit besser geglückt, als jenem. Seine hundert Fabeln zeigen von einer fruchtbaren Erfindungskraft. Und wenn dieser wackere Mann nicht in dem schematischen Weltalter gelebet hätte,

man recht tapfer allegorisiren mußte, wenn man witzig seyn wollte; wenn er sich ferner des Johann Valentin Andreä lateinische Apologen nicht zu Mustern genommen hätte, welche zu Straßburg unter dem Titel, Mythologia Christiana, 1619 herausgekommen, und nichts weniger, als gute Fabeln oder Erzählungen sind: so würden seine Erfindungen nebst seiner Schreibart weit größere Vorzüge haben. Nach meinen Gedanken verdienten es seine Fabeln, daß man sie von den Fehlern ihrer Zeit reinigte, und sie auf eine geringere Anzahl setzte. Etliche Blätter voller äsopischen Witzes, den ein kurzer und muntrer Vortrag belebet, stiften bey der Jugend und bey tausend Erwachsenen vielleicht mehr Nutzen, als große Werke, worinnen man die Moral gründlich ausdehnet, mit einer tiefsinnigen Miene seicht, und mit einem systematischen Geschreye trocken abhandelt. Weil das Buch des Herrn Rabeners auch nicht in Vielen Händen ist: so will ich ein Paar Proben von seinen Fabeln geben.

Ein leichtfertiger Bube wollte einmahls in heissen Sommer-Tagen in dem Strome baden nebenst andern muthwilligen Knaben, wagete sich aber zu weit in den Strom, und wurde von demselben in eine gefährliche Tiefe geführet, in welcher er auch schon unterzusinken anfieng. Als aber die andern Knaben hierüber heftig anfiengen zu schreyen, lief ein ehrlicher Mann aus Mitleiden zu, sprang mit großer Gefahr in das Wasser, erhaschte den schon extrinckenden bey den Haaren, und brachte ihn also mit großer Mühe aufs trockene. An statt aber, daß der undankbare Vogel die Wohlthat erkennen, und sich dafür hätte bedanken sollen, lästerte er den ehrlichen Mann, und warf mit Steinen nach ihm, daß er ihn gerauft hätte. Also gehet es auch treuen Predigern und Lehrmeistern, welche man mehrentheils mit Undank und Schelt-Worten lohnet, wenn sie ihre

Zuhörer aus denen vielen gefährlichen Lastern heben, und mit grosser Mühe heraus reissen.

Spectrum Mansvetudinis.

Es rühmte ein Hund seine Sanfftmuth gegen die andern, und vermahnete sie, daß sie ins künftige nicht mehr die unschuldigen fürüber gehenden Leute anfallen sollten. Diese verwunderten sich über seine ungewöhnliche Frömmigkeit, als welche wohl wußten, daß er für dessen die Wanders-Leute bis zum Dorffe hinaus verfolget hätte. Als sie aber genau auf sein Maul Achtung gaben, nahmen sie gewahr, daß ihm seine förbern Zähne alle mit einem Steine ausgeworffen worden. Solches wird erzählet wider dieselben Heuchler, welche viel von ihrer Frömmigkeit und Sanfftmuth rühmen, wenn es ihnen an Kräfften und Gelegenheit fehlet den Leuten zu schaden, wiewohl es ihnen an dem bösen Willen nicht mangelt; vor solchen aber muß man sich mehr, als für den Kläffern hüten.

Dieses mag von etlichen deutschen Fabeln genug seyn. Ich weis nicht, ob ich allen Lesern mit dieser Nachricht einen so gar grossen Dienst gethan haben werde. Viele würden es vielleicht lieber gesehen haben, wenn ich von den Fabeln der Neuern geredet, und sie, nachdem sie es gewünschet, entweder recht unverschämt gelobet, oder recht kunstmäßig herunter gemachet hätte; aber zu beiden habe ich weder einen Beruf, noch die gehörige Geschicklichkeit und Verwegenheit. Vielen würde es lieber gewesen seyn, wenn ich einige poetische Ueberbleibsel von einer uralten griechischen oder lateinischen Fabel hätte auftreiben, und sie mit einem historisch-philologisch-critischen Commentariolo von *sechs oder zwölf* Bogen versehen können. Zum Exempel, wenn

ich die Grenzen der Gelehrsamkeit mit einigen wieder hergestellten Versen aus einer Fabel des Ennius hätte erweitern können, die, wie Gellius berichtet, von der Heidelerche (cassita) handelte, und in versibus quadratis geschrieben war. Doch an Statt, daß einige deswegen Ursache haben sollten, auf mich zu zürnen: so sollten sie mir vielmehr danken, daß ich ihnen nicht eine Materie weggenommen habe, bey der sie ihre Gelehrsamkeit ohne Pralerey zeigen können. Vielen würde es vielleicht lieber gewesen seyn, wenn ich eine Abhandlung von der Fabel, von ihren Fehlern und Schönheiten, an dieser Stelle angebracht hätte. Allein da Herr la Motte vor seinen Fabeln, Herr Breitinger in seiner critischen Dichtkunst, Herr Bodmer in der Vorrede zu dem halben Hundert neuer Fabeln, und andere gelehrte Männer mehr bey uns diese Arbeit schon über sich genommen haben: so wird man die meinige sehr gut entbehren, und dafür diese Nachricht von einigen alten Fabeln lesen, oder überblättern können.

Von meinen Fabeln, die ich dem Leser überliefere, weis ich nichts weiter zu sagen, als daß ich erwarte, ob sie das Glück haben werden, den Kennern zu gefallen, oder das Unglück, ihnen zu missfallen. Das erste wird die größte Belohnung seyn, die ich mir für meine Bemühung nur wünschen kann; das andere die größte Strafe, die mir niemals die Verwegenheit wieder in den Sinn kommen lassen wird, die Welt durch Fabeln zu lehren, oder zu vergnügen. Leipzig, im Märzmonate, 1746.

Vorrede

zum zweyten Theile der Fabeln und Erzählungen der ersten Ausgabe.

Meine Fabeln und Erzählungen, die ich vor zwey Jahren heraus gegeben, sind so glücklich gewesen, den Beyfall der Kenner zu erhalten. Dieses Glück vergnügt mich unendlich; und ich weis nicht dankbarer dafür zu seyn, als daß ich dieses offenherzig gestehe. Man muß das stolze Verlangen, den Vernünftigen zu gefallen, recht unruhig fühlen; man muß oft in Furcht gewesen seyn, diese Ehre nicht zu verdienen; man muß sich aller der Bemühungen bewußt seyn, durch die man seinen Schriften das Leben gegeben, aller der Aenderungen und Verbesserungen, die uns oft mehr Arbeit gekostet, als das Ganze selbst, aller der Stellen und Einfälle, die man aus Furcht, sie möchten für die Welt nicht schön genug seyn, mit widerstehenden Händen weggestrichen hat: kurz, man muß selbst ein Autor seyn, wenn man wissen will, was ein kluger Beyfall für eine unschätzbare Belohnung, ja was dem Poeten schon eine zufriedne Miene, mit der sich ein vernünftiges Frauenzimmer bey dieser oder jener Stelle im Lesen glücklich aufhält, für ein Lobspruch und für ein vollständiger Beweis ist, daß er die Natur nicht verfehlet, und bey seiner Mun-

terkeit die Ruhe des Wohlstandes und der Ehrbarkeit nicht gestöret hat. Ich fühle es, indem ich dieses schreibe, daß ich mich selber lobe, und ich habe kaum Gewalt genug über mich, meine Eitelkeit zu bereuen.

So schmeichelhaft indessen dieses Glück ist: so ist es doch um desto gefährlicher, je leichter man sich seiner unwerth machen kann, wenn man es gar zu eifrig sucht. Werde ich das, was ich durch den ersten Theil der Fabeln und Erzählungen gewonnen habe, auch durch den zweyten behaupten können? Wird die Welt eben so von diesem neuen Versuche urtheilen, als von dem ersten? oder würde es vortheilhafter für mich seyn, wenn er gar nicht zum Vorscheine gekommen wäre? Man halte dieses nicht für eine stolze Demuth; allein man schließe auch aus meiner Furchtsamkeit nicht auf ein böses Gewissen. Ich habe eben den Fleiß auf meine neuen Fabeln gewandt, den mich die ersten gekostet haben; und man wird selten nachlässig arbeiten, wenn man genug Ehrerbietung für die Welt hat. Allein der Fleiß und die Behutsamkeit thun bey den Schriften des Witzes nicht alles. Es gehört, wenn man in der Sphäre dichtet, in die ich mich gewagt habe, vor allem andern ein gewisses Glück dazu, um auf gute Erfindungen zu kommen. Dieses Glück ist uns oft entweder nur gewisse Jahre, oder nur zu gewissen Augenblicken geneigt. Glückt es uns mit den Erfindungen: so verläßt uns doch zuweilen der Geist der Lebhaftigkeit, ich weis nicht warum, wenn wir sie ausführen, und ihnen den unschuldigen Schmuck anlegen wollen, den gewisse Theile zu verlangen scheinen. Bald verschlafen wir mitten in der Arbeit die Gelegenheiten zu guten Einfällen und Zierrathen, und bald suchen wir sie gar zu mühsam auf. Bald können wir die natürliche, ungeschmückte und doch gefällige Sprache der Erzählung nicht finden, so sehr wir auch unser Gedächtniß ausfragen. Mit einem Worte: man kann sich bey einer Schrift von dieser Art viele Mühe geben, und doch kaum einige von den

Schönheiten erreichen, welche den Charakter der Werke des Geschmacks ausmachen, den Vaniere*) vortrefflich entworfen hat:

— — ama libellum,
Quem tecum relegant probentque docti,
Tecum intelligat imperita turba;
Quem bis terque legas, manuque semper
Resumas avida; sales novosque,
Quo plus triveris, eruens lepores.

Nugis non tumeat, magisque rebus
Quam verbis placeat: laboriosa
Lectorem brevitate nec fatiget,
Verborum neque prodiga nitentum
Vbertate gravet: rosae sed instar,
Quae formosior explicatiores
Nec frondes aperit, nec involucro
Suas celat opes iniquiori:
Sic nec pauca nimis loquatur;
Lectori neque nil relinquat, acri
Quod per se velit extudisse mente.

Hat es uns endlich nicht die Erfahrung oft genug gelehret, daß die Fortsetzung solcher Arten von Schriften weniger Beyfall gefunden hat, als der erste Versuch? Man ist mit dem, was der Autor eignes hat, schon bekannt, darum rührt es uns nicht so, wie das erstemal. Oder man hat sich in der ersten Sammlung für gewisse Stücke erklärt, und weil man für diese vortheilhaft eingenommen ist: so scheinen uns die neuen eben deswegen schlechter zu seyn, weil sie anders, als jene, sind. Doch ich will mein Schicksal erwarten, und mir von meinen Lesern sagen lassen, ob ich meine Absicht, durch die Fabel zu vergnügen und zu unterrichten, noch einmal erreicht habe, oder ob ich dieses Amt lieber hätte niederlegen sollen. Leipzig, im Märzmonate, 1748.

*) *Vaniere in Opusculis* p. 208.

Fabeln

und

Erzählungen.

Erstes Buch.

Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst;
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerinn nicht gnug bewundern konnte.
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttinn, ihr zu Ehren,
Ließ Philomele sich noch zweymal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr,
Und spricht: Du singst viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir,
Du singst das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen.

Doch Philomele lacht und spricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg im Singen der Natur;
So lange sie gebeut, so lange sing ich nur.
So bald sie nicht gebeut, so hör ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.

O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, so lang ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken:
So singt, so lang ihr feurig seyd,
Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren;
Und scheint euch die nicht mehr geneigt:
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Der Zeisig.

Ein Zeisig wars und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hiengen.
Die Nachtigall fieng an, ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach welcher singt von beiden doch so schön?
„Den Vogel möcht ich wirklich sehn!“
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle beide;
Doch welcher wird der schöne Sänger seyn?
Getraust du dich, mir das zu sagen?
Der Sohn läßt sich nicht zweymal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin;
Der, spricht er, muß es seyn, so wahr ich ehrlich bin!
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;
Dem andern sieht mans gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts kluges singen kann.

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft, wie dieser Knabe, schließt?
Wem Farb und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Star kömmt, und kaum ist Star erschienen:
So hält man ihn auch schon für klug.
Warum? Seht nur auf seine Mienen,
Wie vortheilhaft ist jeder Zug!

Ein andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Miene nichts verspricht:
So schließt man bey dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brodt ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern sah:
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan!
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Als gieng er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein anstatt, wie er, zu gehn:
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;

Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrieen alle, fort mit dir!
Du Narr, willst klüger seyn, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sey nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter du vor vielen andern bist:
Je mehr nimm dich in Acht, dich pralend sehn zu lassen.
Wahr ists, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geschichte von dem Hute.

Das erste Buch.

Der erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
Die Krempen hiengen flach herab;
Und dennoch wußt er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weis den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krempen aufzusteifen.
Drauf läßt er sich dem Volke sehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn,
Und schreyt: Nun läßt der Hut erst schön!

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut, und schmählt.
Ich, spricht er, sehe wohl, was fehlt.
Er setzt darauf mit weisem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O! rief das Volk, der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland!

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den dreyfach spitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freylich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt es anders seyn?
Er gieng schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weisser Hut ließ lächerlich;
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich.

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heisse Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle schreyen:
Was sehn wir? Sind es Zaubereyen?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finsterniß verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand.

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht die Künstler groß,
Und bey der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Dressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk, und taumelt vor Vergnügen.
Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!
Ihm, schrie es, ihm allein ist Witz und Geist verliehn!
Nichts sind die Andern gegen ihn!

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buchs.

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweyten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt.
Das Aussenwerk war neu; er selbst, der Hut, blieb alt.
Und, daß ichs kurz zusammen zieh,
Es gieng dem Hute fast, wie der Philosophie.

Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
Der neunzig Jahr die Welt gesehn.
Und wird mir itzt kein Lied gelingen:
So wird es ewig nicht geschehn.

Von einem Greise will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich in Geschichten
Von ihm, von diesem Greise, sah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein!
Ich laß euch allen Wein und Liebe;
Der Greis nur soll mein Loblied seyn.

Singt von Beschützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh!
Ich singe nicht von Heldenthaten!
Der Greis sey meine Poesie.

O Ruhm, bring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hörts! Er ward gebohren,
Er lebte, nahm ein Weib, und starb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reuters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt;
Dieß Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reuter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reutzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sichs selber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.

Ach! sprach es zu dem nächsten Gaule,
Mich lobten alle, die mich sahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen stolz hinan.

Allein wie giengs am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und schwitzend sprach es: Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er ist zu meines Reuters Nutzen
Und meiner Sklaverey erdacht.

Was wünscht man sich bey jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt;
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen;
Und, seiner Freyheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen,
Und desto tiefrer Sklaverey.

Chloris.

Aus Eifersucht des Lebens satt,
Warf Chloris sich betrübt auf ihre Lagerstatt;
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief sie die Venus brünstig an,
Ihr einen leichten Tod zu schenken.
Vielleicht war dieß Gebet so eifrig nicht gemeynt.
Verliebt und jung zu seyn, und um den Tod zu flehen;
Wem dieß nicht widersprechend scheint,
Der muß die Liebe schlecht verstehen.
Doch mitten in der größten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins Zimmer treten,
Und plötzlich hört sie auf zu beten,
Und wünscht nicht mehr, entseelt zu seyn.
Er sagt ihr tausend Schmeicheleyen;
Er seufzt, er fleht, er schwört, er küßt.
O Chloris! laß dichs nicht gereuen,
Daß du noch nicht gestorben bist;
Dein Damon schwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könntest du ihn doch durch deinen Tod betrüben?
Der meisten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beide kurze Zeit;
Und Chloris ließ sich bald versöhnt von dem umfangen,
Den sie vor kurzem noch des Hasses würdig fand.
Sie klopft ihn auf die braunen Wangen,
Und streichelt ihn mit buhlerischer Hand.
Doch schnell erstarren ihre Hände.
Wie, Venus! Nähert sich ihr Ende?
Sie fällt in sanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn;

Zu Flügeln werden ihre Hände;
Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn überziehn die Haut.
Ists möglich, daß ich dieses glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.
Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier sieht er seine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreymal ums Gesicht,
Als wollte sie sich noch durch einen Kuß vergnügen.
Wozu sie sonst die Neigung angetrieben,
Das scheint sie auch, als Taube, noch zu lieben.
Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O seht, wie putzt sie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waschfaß hin, thut, was sie sonst gethan,
Fängt Hals und Brust zu baden an.
Wie schön hör ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was sie zu lachen macht!
Sie hat, als Chloris, schon oft über nichts gelacht.
Itzt naht sie sich dem großen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Mienen sich geübt,
Besieht den weissen Hals, bewundert ihre Flügel,
Und fängt schon an, in sich verliebt,
Mit jüngferlichem Stolz sich kostbar zu geberden.
Ach Götter! ruft ihr Freund betrübt,
Laßt diese Taube doch zur Chloris wieder werden.
Umsonst, spricht Venus, ist dein Flehn;
Zur Taube schickte sie sich schön,
Und niemals werd ich ihr die Menschheit wieder geben.
Sie hat geseufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich stets geputzt, und nie gedacht;
Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben.

O! wenn sich nur die Göttinn nicht entschließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die eben so, wie Chloris, handeln!
Man sagt, daß sie es Willens ist.
Ach! Göttinn, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und früh auf seiner Brust ein Täubchen sitzen sehn.
Mich dauert im voraus manch reizendes Gesicht.
O liebe Venus, thu es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befreyn.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magisch Mittel vor.
Ihr müßt euch, zischt sie ihm ins Ohr,
Auf eines Frommen Grab bey früher Sonne setzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreymal die Hand, dreymal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau!

Der Kranke that, was ihm die Alte sagte;
Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu seyn?
Er gieng zum Kirchhof hin, und zwar, so bald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein,

Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
„Läßt, Wandrer, dich sein Grabmal lesen.
„Er war das Wunder seiner Zeit,
„Das Muster wahrer Frömmigkeit;
„Und daß man viel mit wenig Worten sagt:
„Er ists, den Kirch und Schul, und Stadt und Land beklagt."

Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab;
Hier nahm sein Schmerz allmählig ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und, ohne Schmerz und ohne Stab,
Verließ er dieses fromme Grab.
Ach! rief er, läßt kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?
Der Küster kam von ungefähr herbey;
Den fragt der Mann, wer hier begraben sey?
Der Küster läßt sich lange fragen,
Als könnt ers ohne Scheu nicht sagen.
Ach! hub er endlich seufzend an:
Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereyen glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der lose Künste trieb,
Comödien und Verse schrieb;

Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Bösewicht.
Nein! sprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute schalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
Der war gewiß ein Bösewicht.

Der Fuchs und die Elster.

Zur Elster sprach der Fuchs: O! wenn ich fragen mag,
Was sprichst du doch den ganzen Tag?
Du sprichst wohl von besondern Dingen?
Die Wahrheit, rief sie, breit ich aus.
Was keines weis heraus zu bringen,
Bring ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.
Dürft ich, versetzt der Fuchs, mit Bitten dich beschweren:
So wünscht ich mir, etwas von deiner Kunst zu hören.
So, wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht,
Und seine Künste rühmt, bald vor, bald rückwärts geht,
Sein seidnes Schnupftuch nimmt, sich räuspert, und dann spricht:
So lief die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder,
Und strich an einen Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht ein sehr gelehrt Gesicht.
Drauf fängt sie ernsthaft an, und spricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.

Nur zugehört! Sie werdens finden,
Denn ich beweis es gleich mit Gründen.
Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, so lang er stille steht;
Doch merken Sie, was ich itzt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nun Ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Itzt ist Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hünern reisen.
Daraus zieh ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sey Ihr fünfter Fuß:
Und dieß, Herr Fuchs, war zu beweisen.

Ja, dieses hat uns noch gefehlt;
Wie freu ich mich, daß es bey Thieren
Auch große Geister giebt, die alles demonstriren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder sie verstehn, sprach dieses schlaue Vieh,
Um desto mehr beweisen sie.

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gabs ein kleines Land,
Worinn man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er gieng, gehinket hätte;
Denn beides hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand;
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müssen,
Und gieng einher mit steifen Füssen.
Er gieng, ein jeder sah ihn an,
Und alle lachten, die ihn sahn,
Und jeder blieb vor Lachen stehen,
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!
Der Fremde hielts für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt; ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht; genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Bloß, weil er klüger ist, als wir.

Inkle und Yariko.

[Siehe den ersten Th. des Zuschauers, auf der 51. u. f. S.]

Die Liebe zum Gewinnst, die uns zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluten fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben,
Der ungewissen See auf Bretern Preis zu geben;
Die Liebe zum Gewinnst, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verlust, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend;
Denn Handeln war sein Witz, und Rechnen seine Tugend.

Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwerdt bekehrt,
Das wir das Christenthum, und unsern Geiz gelehrt.
Er sieht Amerika; doch nah an diesem Lande
Zerreißt der Sturm sein Schiff. Zwar glückt es ihm am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schaar
Fiel auf die Britten los; und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwerdt. Nur Inkle soll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beschirmung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft, mit verwirrtem Sinn,
Der Britte sich zuletzt bey einem Baume hin,
Umringt mit naher Furcht und ungewissem Grämen,
Ob Hunger oder Schwerdt ihm wird das Leben nehmen.

Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein schüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebüsch hervor,
Und sieht mit schnellem Blick den Europäer liegen.
Sie stutzt. Was wird sie thun? Bestürzt zurücke fliegen?
O nein! so streng und deutsch sind wilde Schönen nicht.
Sie sieht den Fremdling an; sein rund und weiß Gesicht,

Sein Kleid, sein lockicht Haar, die Anmuth seiner Blicke,
Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit Lust zurücke.

Auch Inklen nimmt dieß Kind bey wilder Anmuth ein.
Unwissend in der Kunst, durch Zwang verstellt zu seyn,
Verräth sie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge sprach von Gunst, und bat um Gegenliebe.
Die Indianerinn war liebenswerth gebaut.
Durch Mienen redt dieß Paar, durch Mienen wirds vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten speist sie ihn in einer kleinen Hütte,
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durst sich zu befreyn.
Durch Lächeln räth sie ihm, getrost und froh zu seyn.
Sie sah ihn zehnmal an, und spielt an seinen Haaren,
Und schien verwundernsvoll, daß sie so lockicht waren.

So oft der Morgen kömmt: so macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Zärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage!
Sie bringt ihm manch Geschenk, und schmückt sein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von schönen Muschelschalen
Muß, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern pralen.
Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall;
Und unter dem Geräusch und Philomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz so edel seyn?

Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden sich durch selbst erfundne Töne:
Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die Schöne.

Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
Für süße Lebensart, für Kostbarkeiten hat.
Er wünscht, sie neben sich in London einst zu sehen;
Sie hörts, und zürnet schon, daß es noch nicht geschehen.
Dort, spricht er, kleid ich dich, und zeiget auf sein Kleid,
In lauter bunten Zeug, von größrer Kostbarkeit;
In Häusern, halb von Glas, bespannt mit raschen Pferden,
Sollst du in dieser Stadt bequem getragen werden.

Vor Freuden weint dieß Kind, und sieht, indem sie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erscheint.
Es glückt ihr, was sie wünscht, in kurzem zu entdecken;
Sie sieht ein Schiff am Strand, und läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland,
Aus Treue gegen ihn, und eilt, an seiner Hand,
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London wäre.

Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde fort,
Und fliegt nach Barbados *); doch dieses war der Ort,
Wo Inkle ganz bestürzt sein Schicksal überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dieß war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
So hab ich, fieng er an, um arm zurück zu kommen,
Die fürchterliche See, mit Müh und Angst, durchschwommen?
Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
Und führt Yariko zum Sklavenhändler hin.

*) Barbados ist eine von den caraibischen Inseln, welche den Engländern zugehöret. Es wird ein großer Sklavenhandel daselbst getrieben.

Hier wird die Dankbarkeit in Tyranney verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverey verhandelt.

Sie fällt ihm um den Hals, sie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, sie weint, sie schreyt. Nichts! Er verkaufet sie.
Mich, die ich schwanger bin, mich! fährt sie fort zu klagen.
Bewegt ihn dieß? Ach ja! Sie höher anzuschlagen.
Noch drey Pfund Sterling mehr! Hier, spricht der Britte froh,
Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißt Yariko!

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich gewesen;
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil lesen!
Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu
Belohnst du, Bösewicht! noch gar mit Sklaverey?
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,
Das dich dem Tod entriß, und ihrem Volk entsagte,
Mit dir das Meer durchstrich, und, bey der Glieder Reiz,
Das beste Herz besaß, verhandelst du aus Geiz?
Sey stolz! Kein Bösewicht bringt dich um deinen Namen;
Nie wird es möglich seyn, dein Laster nachzuahmen.

Der Kukuk.

Der Kukuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was spricht man, fieng er an zu schreyen,
Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeyen?

Was spricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.“
Und von der Amsel? fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort.“
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was, rief er, spricht man denn von mir?
Das, sprach der Staar, das weis ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele redt von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen.

Das Gespenst.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Er ließ, des Geists sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weissen Tuch,
Ihm alle Nächte den Besuch.
Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bey der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohl gefiel.

Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter sah,
Erschien, und hörte zu; es fieng ihn an zu schauern;
Er konnt-es länger nicht, als einen Auftritt, dauern;
Denn, eh der andre kam, so war er nicht mehr da.
Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wiederkommen.
Der Dichter las; der Geist erschien;
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! sprach der Wirth bey sich, dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?
Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
So bald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken;
Johann! fieng drauf der Wirth gewaltig an zu schreyn,
Der Dichter (lauft geschwind!) soll von der Güte seyn,
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.
Der Geist erschrack, und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weisse Geist verschwand,
Und ließ sich niemals wieder sehen.

Ein jeder, der dieß Wunder liest,
Zieh sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut:
So kann uns dieß zum großen Troste dienen.
Gesetzt, daß sie zu unsrer Zeit
Auch legionenweis erschienen:
So wird, um sich von allen zu befreyn,
An Versen doch kein Mangel seyn.

Der Selbstmord.

O Jüngling, lern aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beispiel wohlgezogner Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab;

Den zwang die Macht der schönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn.
Er seufzt, er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.

Fußfällig klagt er ihr sein Leiden.
Umsonst! Climene heißt ihn fliehn.
Ja, schreyt er, ja ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn.

Er reißt den Degen aus der Scheide.
Und — o was kann verwegner seyn!
Kurz, er besieht die Spitz und Schneide,
Und steckt ihn langsam wieder ein.

Die Betschwester.

Nach dem Innhalte einer Comödie, welche eben diesen Namen führet.]

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat;
Wird diese nicht ein Lied verdienen.
Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan:
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit an.
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen:
So fleht sie doch um Mäßigkeit im Essen.
Und ob sie gleich auf alle Pfänder leiht:
So seufzt sie doch um Trost bey ihrer Dürftigkeit.
Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweymal aus,
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.
Zwölf Lieder stimmt sie täglich an.
Wer kömmt? Ists nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stören?
Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hören.
Geh nur, und hungre, wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor;
Soll sie dieß Herz vom Himmel lenken,
Und itzt an einen Armen denken?
Sie singt, und trägt das Essen singend auf.
Sie ißt, und schmählt auf böser Zeiten Lauf;

Allein wer klopft schon wieder an die Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Bissen Brodt —
„Geht, quält mich nicht mit eurer Noth,
„Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„Nicht wahr, ihr singt und betet nicht?
„Seyd fromm und denkt an eure Pflicht:
„Der Herr vergißt die Seinen nicht.
„Wenn seht ihr mich denn betteln gehen?
„Allein man muß zu Gott auch brünstig schreyn und flehen!"

Doch ist die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn, als Erbarmen?
Nein, nein! Sie dient und hilft den Armen;
Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis,
Und weist sie zu Gebet und Fleiß;
Ist dieses nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemüthern.
Ist wohl ein frommes Weib in unsrer ganzen Stadt,
Das, in der Noth, bey ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen:
So eilt sie doch, dem Weibe beyzuspringen.

Ach ja! Beatens Herz ist willig und bereit,
Die Welt mag noch so viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein! Sie weis sich auch die Todten zu verbinden.
Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
Wenn sprechen nicht die Leichengäste:
Beatens Kranz war doch der beste!

Welch schönes Crucifix! von wem wird dieses seyn?
Beate schickts, und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! erlebt sie mein Erblassen:
So wird sie meinen Sarg gewiß versilbern lassen.
Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird sie künftigs neue Jahr,
So sehr die Andern sie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, sie solls aus Ehrsucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der itzt in die Collekte
Mit langsam schlauer Hand ein volles Briefchen steckte?
Beate wars, sie leiht dem Herrn,
Und was sie giebt, das giebt sie gern.
Was kann denn sie dafür, daß es die Leute sehen?
Beate! laß die Lästrer schmähen,
Und laß sie aus Verleumdung sprechen:
Du wollst die Allmacht nur bestechen,
Daß für den Wucher, den du treibst,
Du einstens ungestrafet bleibst.
Laß dich von andern spöttisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten;
Als wäre dieß für dich die liebste Neuigkeit,
Wenn andern Noth und Unglück dräut;
Als hättest du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, schweigt! Dieß kann nicht seyn;
Denn betend steht sie auf, und singend schläft sie ein.

Der Blinde und der Lahme.

[Siehe die Fabel eines Unbekannten, welche Herr Breitinger in seiner critischen Dichtkunst auf der 252. S. anführet.]

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beyzustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheints, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn.

Der Lahme hängt, mit seinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du hast das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd er nur für sich allein,
Und nicht für mich bekümmert seyn.

Beschwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen,
Und jenem schenken, wird gemein,
Wir dürfen nur gesellig seyn.

Der Hund.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweymal weichen mußte;
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen,
Wider Willen, einzunehmen.
Selbst des Nachbar Gastwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doctor, ausgestanden,
War vergebens bey dem Vieh.

Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu besuchen, rannten.
Pantelon, sein bester Freund,
Leckt ihm an dem heissen Munde.
O! erseufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeynt?

Ach! rief Phylax, Pantelon!
Ists nicht wahr, ich sterbe schon?
Hätt ich nur nichts eingenommen,
Wär ich wohl davon gekommen.
Sterb ich Aermster so geschwind:
O! so kannst du sicher schreyen,
Daß die vielen Arzeneyen
Meines Todes Quelle sind.

Wie zufrieden schlief ich ein!
Sollt ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch geniessen.
Dieses macht mich kummervoll,
Daß ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.

Liebst du mich, und bist du treu,
O! so hole sie herbey;
Eines wirst du bey den Linden,
An dem Gartenthore finden:

Eines, lieber Pantelon!
Hab ich nur noch gestern Morgen
In dem Winterreiß verborgen;
Aber friß mir nichts davon.

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch, bey schwachem Muthe,
Noch den Dunst von seinem Gute.
Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: Laß mir alles liegen!
Sterb ich, so sollst du es kriegen;
Aber, Bruder! eher nicht.

Sollt ich nur so glücklich seyn,
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich — doch ich mags nicht sagen,
Wo ich dieses hingetragen.
Werd ich wiederum gesund;
Will ich dir, bey meinem Leben,
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst — Hier starb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg,
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben;
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

Der Proceß.

Ja, ja Processe müssen seyn!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder, recht und streite nur.
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, setz alles auf,
Und laß dem Handel seinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

Was sprecht ihr, Nachbar? Dieser Rein,
Der sollte, meynt ihr, euer seyn?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.

„Nicht doch, Gevatter! nicht, ihr irrt;
„Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
„Von denen jeder sagen wird,
„Daß lange vor der Schwedenzeit —

Gevatter, ihr seyd nicht gescheit!
Versteht ihr mich? Ich will euchs lehren,
Daß Rein und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Das Recht, das soll den Ausspruch thun.
So saget Kunz, schlägt in die Hand,
Und rückt den spitzen Hut die Queere.
„Ja, eh ich diesen Rein entbehre,
„*So meid ich lieber* Gut und Land."

Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein, Herr Glimpf, sein Advocat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft, und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich seyn?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt euch, stellt das Reden ein;
Sonst werd ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen.

Ich sag es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und grüßt Herr Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen;
Der, denkt nur! spricht, der schmale Rein,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre sein.
Allein den will ich sehn, der mich darum betrüget.
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O! dient mir wider ihn, und helft die Sach entscheiden.

Kein Mensch, versetzt Herr Glimpf, dient freudiger, als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,

Dieß thut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Proceß, seit zwanzig Jahren,
Von mir verloren worden ist?
Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! ihr sollt sie nicht verlieren.
Glimpf reutet fort! Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
Ich halte, was ich euch versprach.

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geschrieben.
Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müssen schwören,
Und diese schwören insgesammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rein ihm gar nicht zugehörte.

Ey, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht:
Ich weis zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.

Manch widrig Urtheil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laßt dem Processe seinen Lauf,
„Ich schwör euch, endlich durchzubringen;
„Doch —

Herr, ich hör es schon; ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein, warum so lange Zeit?

Dieß, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urtheil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabey gelitten;
Allein was thuts, daß Haus und Hof verstritten,
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rein gewinnt.
O! ruft er, lernt von mir, den Streit aufs höchste treiben,
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus,
Und bat sich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.
Ich, sprach er, kenn ihr christlich Herze;
Sie sorgen gern für andrer Heil,
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An ihres Nächsten Elend Theil.
Ich weis, mein Flehn wird sie bewegen!
Sie sehn, ich fordre nichts mit Unbescheidenheit;
Nein, ich verlasse mich (hier wies er ihm den Degen,)
Allein auf ihre Gütigkeit.

Dieß ist die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn sie um unsern Beyfall flehn;
Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Fordrung zu verstehn.
Der Autor will den Beyfall nicht erpressen;
Nein, er verläßt sich bloß auf unsre Billigkeit;
Doch daß wir diese nicht vergessen,
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beiden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul, der Schmuck von weissen Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt,
Und, wie ein Mensch, stolz in Geberden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Brems entgegen zog,
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem heissen Schaume,
Der heeficht am Gebisse floß;
Geschmeiße! sprach das wilde Roß,
Du scheust dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfst du wohl ein Pferd erbittern?
Ich schüttle nur: so mußt du zittern.
Es schüttelte, die Bremse wich.

Allein sie suchte sich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
Und stach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erschrak, und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eisen stecken,
Und brach ein Bein; hier lag der stolze Gaul.

Auf sich den Haß der Niedern laden,
Dieß stürzet oft den größten Mann.
Wer dir, als Freund, nicht nützen kann,
Kann allemal, als Feind, dir schaden.

Die Reise.

Einst machte durch sein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt,
Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewisse Zeit auf Reisen gehen sollte,
Um sich in Künsten umzusehn.
Er ließ genaue Karten stechen,
Und gab dazu noch jedem das Versprechen,
Ihm, würd er nur, so weit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen seiner Schätze
Alsdann auf Reisen beyzustehn.
Es war das deutlichste Gesetze,
Das jemals noch die Welt gesehn;
Doch weil die meisten sich vor dieser Reise scheuten:
So sah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu sich selbst, und zur Bequemlichkeit,
Half das Gesetz sehr sinnreich deuten;

Und jeder gab ihm den Verstand,
Den er bequem für seine Neigung fand;
Doch alle waren eins, daß man gehorchen müßte.

Man machte sich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr viele reisten nur im Geist,
Und überredten sich, als hätten sie gereist.
Noch andre schafften das Geräthe
Zu ihrer Reise fleißig an,
Und glaubten, wenn man nur stets reisefertig thäte:
So hätte man die Reise schon gethan.
Sehr viele fiengen an, zu eilen,
Als wollten sie die ganze Welt durchgehn;
Sie reisten; aber wenig Meilen,
Und meynten, dem Befehl sey nun genug geschehn.
Noch andre suchten auf den Reisen
Noch mehr Gehorsam zu beweisen,
Als den, den das Gesetz befahl;
Sie reisten nicht durch grüne Felder,
O nein! sie suchten finstre Wälder,
Und reisten unter Furcht und Quaal;
Behängten sich mit schweren Bürden,
Und glaubten, wenn sie ausgezehrt,
Und siech und krank zurücke kommen würden,
So wären sie des besten Amtes werth;
Sie reisten nie auf Kosten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,
Damit sie weiter kommen könnten.

Wie elend, hör ich manchen klagen,
Ist nicht dieß Mährchen ausgedacht!
Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo giebt es wohl so stumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgestellt?
Dieß sind unsinnige Geschöpfe,
Und nicht Bewohner unsrer Welt.
O Freund! was zankst du mit dem Dichter?
Sieh doch die meisten Christen an;
Betrachte sie, und dann sey Richter,
Ob dieses Bild unglaublich heißen kann?

Das Testament.

Philemon, der bey großen Schätzen
Ein edelmüthig Herz besaß,
Und, andrer Mangel zu ersetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaß;
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beyzustehen.
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Aufs schimpflichste von ihm zu sprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher, als sie;
Ist dieß nicht schon ein groß Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, sich für den Schimpf zu rächen.
Nein, sprach er, laßt sie neidisch schmähn,
Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
Wie viel sie Recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menschen nützen können.

Er stirbt. Man findt sein Testament,
Und liest: Ich will, daß einst, nach meinem Sterben,
Mein hinterlaßnes Gut die beiden Nachbarn erben,
Weil sie dieß Gut mir nicht gegönnt.
So mancher Freund verwünscht dieß Testament!
„Wie? konnt ich ihn nicht auch beneiden?
„Mir giebt er nichts, und alles diesen beiden?

Die beiden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen.
Denn damals wußte man nicht recht zu processiren.
Sonst hätten beide nichts gekriegt.
So aber kriegten sie das völlige Vermögen.
Wie rühmten sie den Selgen nicht!
Er war die Großmuth selbst, er war der Zeiten Licht,
Und alles dieß des Testamentes wegen;
Denn eh er starb, war ers noch nicht.

Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kasten Ruh und Leben.
Er hütet ihn mit banger Hand,
Und wacht, wenn andre schnarchend liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Träum erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füßen aus dem Bette,
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,

Und nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurücke gehn.
Arm hatt er sich noch satt gegessen;
Reich hungert er, bey halbem Essen,
Und schnitt das Brodt, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott, und über Theurung, ab,
Und ward, mit jedem neuen Tage,
Der Seinen Last und seine Plage.

Der andre Nachbar lachte sein.
Der Thorheit, sprach er, will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Segens recht erfreun.
Er hielt sein Wort, und sah, in wenig Jahren
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und ab gefahren,
Schlich itzt sein Fuß ganz unbekannt.
Ach! sprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Daß uns der Reichthum wird verderben,
Drum hat er uns sein Gut vermacht.
Du hungerst karg: ich hab es durchgebracht.
Wir waren werth, den Reichthum zu besitzen;
Denn keiner wußt ihn recht zu nützen.

Damötas und Phyllis.

Damötas war schon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte seine Zärtlichkeit
Nicht einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab sich alle Müh;
Doch seine Spröde hört ihn nie.

Er sprach: Zwey Bänder geb ich dir.
Auch soll kein Warten mich verdriessen;
Versprich nur, schöne Phyllis, mir,
Mich diesen Sommer noch zu küssen.
Sie sieht sie an, er hofft sein Glück;
Sie lobt sie, und giebt sie zurück.

Er bot ein Lamm, noch zwey darauf,
Dann zehn, dann alle seine Heerden.
So viel? Dieß ist ein theurer Kauf.
Nun wird sie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm unsre Phyllis ein;
Mit finstrer Stirne sprach sie: Nein!

Wie? rief Damötas ganz erhitzt,
So willst du ewig widerstreben!
Gut, ich verbiete dir anitzt,
Mir jemals einen Kuß zu geben.
O! rief sie, fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.

Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu seinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bey seinen Heerden eingeschlafen;
Er schlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bey dem Schäfer stehn.

Wie roth, spricht Phyllis, ist sein Mund!
Bald dürft ich mich zu was entschliessen.
O! thäte nicht sein böser Hund,
Ich müßte diesen Schäfer küssen.
Sie geht; doch da sie gehen will,
So steht sie vor Verlangen still.

Sie sieht sich dreymal schüchtern um,
Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln stumm,
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie sinnt, bis daß sie ganz verzagt
Sich noch zween Schritte näher wagt.

Hier steht nunmehr das gute Kind;
Allein sie kann sich nicht entschliessen.
Doch nein, itzt bückt sie sich geschwind,
Und wagts, Damöten sanft zu küssen.
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick,
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.

Wie süsse muß ein Kuß nicht seyn!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Scheint minder sich, als erst, zu scheun,
Und läßt sich bey dem Schäfer nieder;

Sie küßt, und nimmt sich nicht in Acht;
Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.

O! fieng Damöt halb schlafend an,
Mißgönnst du mir die sanfte Stunde?
Dir, sprach sie, hab ich nichts gethan,
Ich spielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt, es steht nicht fein,
Ein Schäfer und stets schläfrig seyn.

Jedoch, was giebst du mir, Damöt?
So sollst du mich zum Scherze küssen.
Nun, sprach der Schäfer, ists zu spät,
Du wirst an mich bezahlen müssen.
Drauf gab die gute Schäferinn
Um einen Kuß zehn Küsse hin.

Die Widersprecherinn.

Ismene hatte noch, bey vielen andern Gaben,
Auch diese, daß sie widersprach.
Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle diese Tugend haben;
Doch, wenns auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht:
So halt ichs doch für ein Gedicht,
Und sag es öffentlich, ich glaub es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
Ich hab es oft versucht, und manche schön genannt,

So häßlich sie auch war, bloß, weil ich haben wollte,
Daß sie mir widersprechen sollte;
Allein sie widersprach mir nicht.
Und also ist es falsch, daß jede widerspricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!

Itzt komm ich wieder zu Ismenen.
Ismenen sagte mans nicht aus Verleumdung nach;
Es war gewiß, sie widersprach.

Einst saß sie mit dem Mann bey Tische;
Sie aßen unter andern Fische,
Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, sprach der Mann, mein Engel, ist mir recht:
So ist der Fisch nicht gar zu blau gesotten.
Das, rief sie, hab ich wohl gedacht,
So gut man auch die Anstalt macht:
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu spotten.
Ich sag es Ihnen kurz, der Hecht ist gar zu blau.
Gut, sprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber streiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?

So wie dem welschen Hahn, dem man was rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas und Lefzen steigt,
Sie roth und blau durchströmt, lang aus einander treibet,
In beiden Augen blitzt, sich in den Flügeln sträubet,
In alle Federn dringt, und sie gen Himmel kehrt,
Und zitternd, mit Geschrey und Poltern, aus ihm fährt:
So schießt Ismenen auch, da dieß ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß Gesicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Nase länger;

Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor,
Und stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fieng sie zitternd an: Ich, Mann! ich, deine Frau,
Ich sag es noch einmal, der Hecht war gar zu blau.
Sie nimmt das Glas und trinkt. O! laßt sie doch nicht trinken!

Ihr Liebster geht, und sagt kein Wort;
Kaum aber ist ihr Liebster fort:
So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
Wie konnt es anders seyn? Gleich auf den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geschrey bewegt das ganze Haus;
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie stärken,
Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben ist zu merken.
Man nimmt versengtes Haar und hälts ihr vors Gesicht;
Umsonst! Umsonst! Sie riecht es nicht!
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann; er kömmt, und schreyt: Du stirbst, mein Leben
Du stirbst? Ich armer Mann! Ach! meine liebe Frau,
Wer hieß mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weis, er war nicht blau.
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
Blau war er, rief sie aus, willst du dich noch nicht geben?

So that der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigsten Geruchs!

Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt, und schlecht bespannt,
Konnt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht= und Sittenspruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bey diesem schweren Wagen.

Ein Heupferd, das bey der Gefahr
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab, und sprach mit Lachen:
Ich wills dem Viehe leichter machen.

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ey, rief das Heupferd ganz entzückt,
Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken:
Fahr fort! den Dank will ich dir schenken.

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schicksal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphischen Altar.
Die Gottheit weigert sich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie spricht: Du wirst ein grosses Glück geniessen;
Doch wirds dein Unglück seyn, sobald du es wirst wissen.

Ist Semnons Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächst sein Verlangen.
O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten dich besiegt:
So laß mich größres Licht von meinem Glück empfangen!
So traut der Mensch, und traut zugleich auch nicht.
Ein Semnon glaubt sein Glück, nicht, weils die Gottheit saget,
Nein, weil ers schon gewünscht, eh er sie noch gefraget.
Doch glaubt er auch, wenn sie vom Unglück spricht?
O nein! denn dieses wünscht er nicht.
Durch Klugheit denkt er schon das Unglück abzuwehren.
Kurz: Semnon läßt nicht nach, er will sein Schicksal hören.

Du wirst, hub das Orakel an,
Durch deines Weibes Gunst den Zepter künftig führen,
Und Völker, die dich dienen sahn,
Dereinst durch einen Wink regieren.

Gestärkt durch dieses Götterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz in Hoffnung fort;
Mißt, ohne Land, im Geist schon seines Reiches Größen;
Und läßt schon, ohne Volk, sein Heer das Schwerdt entblößen.

Allein so froh er war, so war ers nicht genug.
Er weis noch nicht, was er doch wissen wollte,
Die Zeit, in der sein Fuß den Thron besteigen sollte;
Die Ungewißheit wars, die ihn noch niederschlug.
Und, sprach er, wenn ich auch nun bald den Thron bestiegen,
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?

Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Zum delphischen Apoll sich noch einmal zu nahn.

O Thor! versetzt Apoll, euch Sterblichen zum Glücke,
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.
So wisse denn: In kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit;
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben!

Er that darauf im Kriege sich hervor,
Und stieg, aus einem niedern Stande,
Zur höchsten Würd im Vaterlande
Durch seine Tapferkeit empor.
Das ihm so günstige Geschicke
Erfüllte des Orakels Sinn;
Und Semnon ward, bey immer größerm Glücke,
Der Liebling seiner Königinn.
Sie schenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig schmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
Erfüllt ihn halb mit Frost, und halb mit Zärtlichkeit.
Itzt wünscht er tausendmal sein Schicksal nicht zu kennen,
Um so für sie, wie sie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs spröden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerinn,
Sie giebt ihm heimlich Gift; er stirbt vor ihren Füssen.

Sagt, Menschen, ists kein Glück, sein Schicksal nicht zu wissen?

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig seyn.

Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! Ein ungefährer Stoß
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reissen los.

Die Mutter kann im Lomberspielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind itzt fühlt.

Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll,
Ein neues Lustschloß aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.

Die Sehnsucht muß den Schmerz besiegen
Das erste Haus steht wieder da.
Wie lebhaft war des Kinds Vergnügen,
Als es sein Haus von neuem sah!

Nun will ich mich wohl besser hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tisch! ruft das Kind, laß dir gebieten.
Und stehe fest, und wackle nicht!

Das Haus bleibt unerschüttert stehen,
Das Kind hört auf, sich zu erfreun;
Es wünscht, es wieder neu zu sehen,
Und reißt es bald mit Willen ein.

Schilt nicht den Unbestand der Güter,
Du siehst dein eigen Herz nicht ein;
Veränderlich sind die Gemüther,
So mußten auch die Dinge seyn.

Bey Gütern, die wir stets geniessen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden sie uns nicht entrissen,
Wo fänd ein neu Vergnügen Statt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt ist nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geschlecht!
Die Liebe nicht von Herzen ginge?
Das Alter sang in diesem Ton;
Von seinem Vater hörts der Sohn,
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, diesen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, so hört ein Beyspiel an,
Das ich für alle Männer singe.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe, stärke mich, daß mir ein Lied voll Geist,

Ein überzeugend Lied gelinge!
Und gieb mir, zu gesetzter Zeit,
Ein Weib von so viel Zärtlichkeit,
Als diese war, die ich besinge!

Clarine liebt den treusten Mann,
Den sie nicht besser wünschen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
Und wenn dir dieß unglaublich scheint:
So wisse nur, seit der beglückten Stunde,
Die sie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbey; nun glaubst dus doch, mein Freund?

Clarine kannte keine Freude,
Kein größer Glück, als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten beide;
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
O! sprichst du, so ein Weib, so eines wünscht ich mir!
Ja wohl! ich wünsch es auch mit dir.
Sey nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen.
Krank, sag ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält sich viele Tage lang,
Von ganzen Strömen Schweiß war sein Gesicht umflossen;
Doch noch von Thränen mehr, die sie um ihn vergossen.
Tod! fängt sie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich, als meinen Mann!

Wenns nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! Er hört es auch; er hört Clarinens Noth,
Er kömmt, und fragt: wer rief? Hier! schreyt sie, lieber Tod,
Hier liegt er, hier in diesem Bette!

Der zärtliche Mann.

[S. des Abstemius LX. und CIII. Fabel.]

Die ihr so eifersüchtig seyd,
Und nichts als Unbeständigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget!
O! Weiber, überwindet euch:
Lest dieß Gedicht, und seyd zugleich
Beschämt, und ewig widerleget.
Wir Männer sind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig lieben;
Uns ist die Treu ins Blut geschrieben.
Beweist es! hör ich alle schreyn.
Recht gut! Es soll bewiesen seyn.

Ein liebes Weib ward krank; wovon? von vieler Galle?
Die alte Spötterey! Kein Kluger glaubt sie mehr.
Nein, nein, die Weiber siechten alle,
Wenn dieses Uebel schädlich wär.
Genug, sie wird sehr krank. Der Mann wendt alles an,
Was man von Männern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuschütten;
Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten,

Und giebt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich war;
Und doch vermehrt sich die Gefahr.
Er ächzt, er weint und schreyt, er will mit ihr verderben.
Ach Engel, spricht die Frau, stell deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnügen sterben,
Versprich mir nur, nicht noch einmal zu freyn.

Er schwört, sich keine mehr zu wählen.
Dein Schatten, ruft er, soll mich quälen,
Wenn mich ein zweytes Weib besiegt.
Er schwört. Nun stirbt sein Weib vergnügt.

Wer kann den Kummer wohl beschreiben,
Der unsern Wittwer überfällt?
Er weis vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng ist ihm sein Haus, zu klein ist ihm die Welt.
Er opfert seiner Frau die allertreusten Klagen,
Bleibt ohne Speis und Trank, sucht keine Lagerstatt;
Er klagt, und ist des Lebens satt.
Indeß befiehlt die Zeit, sie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr schwarzes Brautkleid an;
Der Wittwer tritt bethränt an ihren Sarg hinan.
Was? fängt er plötzlich an zu fluchen,
Was Henker, was soll dieses seyn?
Für eine todte Frau ein Brautkleid auszusuchen?
Gesetzt, ich wollte wieder freyn:
So müßt ich ja ein neues machen lassen.

Ihr Leute kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
Und laßt dem armen Wittwer Zeit!
Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste,
Warf vom durchsichtigen Gespinnste
Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;
So aufgebläht, wie ein Pedant,
Der itzt, von seinem Werth erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen schießt.

Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu,
Und fragt zuletzt: Was webst denn du?
Unwissender! läßt sich die Spinn erbittert hören,
Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
Ich webe für die Ewigkeit!

Doch kaum ertheilte sie den trotzigen Bescheid:
So reißt die Magd, mit Borsten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

Die Kunst sey noch so groß, die dein Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als andrer Müßiggang.

Die Biene und die Henne.

Nun Biene, sprach die träge Henne,
Dieß muß ich in der That gestehn,
So lange Zeit, als ich dich kenne:
So seh ich dich auch müßig gehn.
Du sinnst auf nichts, als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht so sehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
Wär ich, wie du, ich thät es auch.
Was brauchst du andern viel zu nützen?
Genug, daß wir so manchen Morgen
Mit Eyern unser Haus versorgen.

O! rief die Biene, spotte nicht!
Du denkst, weil ich bey meiner Pflicht
Nicht so, wie du bey einem Eye,
Aus vollem Halse zehnmal schreye:
So, denkst du, wär ich ohne Fleiß.
Der Bienenstock sey mein Beweis,
Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
Ich, oder eine träge Henne?
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen,
So sind wir nicht auf uns bedacht;
Wir sammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unser Fleiß kein groß Geräusch,
Und schreyen wir bey warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neste, heisch:

So präge dir es itzund ein:
Wir hassen allen stolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muß in Rost und Kuchen
Fleiß, Kunst und Ordnung untersuchen.

Auch hat uns die Natur beschenkt,
Und einen Stachel eingesenkt,
Mit dem wir die bestrafen sollen,
Die, was sie selber nicht verstehn,
Doch meistern, und verachten wollen:
Drum, Henne! rath ich dir, zu gehn.

O Spötter, der mit stolzer Miene,
In sich verliebt, die Dichtkunst schilt;
Dich unterrichtet dieses Bild.
Die Dichtkunst ist die stille Biene;
Und willst du selbst die Henne seyn:
So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragst, was nützt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein wie kannst du doch so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit, durch ein Bild, zu sagen.

Der süße Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
Erfreut den Timon einst die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er sieht, aus seines Bettes Mitte
Steigt schnell ein großer Schatz herauf;
Und schnell baut er aus seiner Hütte
Im Schlafe schon ein Lustschloß auf.
Sein Vorsaal wimmelt von Clienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf sich verziehn.
Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timons Glück vollkommen machen;
Denn träumend sieht er sich geliebt.
Er sieht von Doris sich umfangen,
Und ruft, als dieß ihm träumt, vergnügt;
Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich besiegt?

Sein Schlafgeselle hört ihn lallen;
Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen,
Und macht, daß sich sein Traum verliert.
Freund, ruft er, laß dich nicht betrügen,
Es ist ein Traum, ermuntre dich!
O böser Freund! um welch Vergnügen,
Klagt Timon ängstlich, bringst du mich

Du machest, daß mein Traum verschwindet;
Warum entziehst du mir die Lust?
Genug, ich hielt sie für gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewußt.

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienstbeflissenheit;
Oft seyd ihr unsrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unsre Lehrer seyd.
Wer heißt euch uns den Irrthum rauben,
Den unser Herz mit Lust besitzt?
Und der, so heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder schadt, als nützt.
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meisten Arten von Vergnügen
Entstehen, weil man dunkel sieht.
Was denkt der Held bey seinen Schlachten?
Er denkt, er sey der größte Held.
Gönnt ihm die Lust, sich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Muth entfällt.
Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
Und laßt das arme Weib dabey.
Was glaubt der Ehmann von Lisetten?
Er glaubt, daß sie die Keuschheit ist.
Er irrt; ich wollte selber wetten;
Doch schweigt, wenn ihr es besser wißt.
Was denkt der Philosoph im Schreiben?
Mich liest der Hof, mich ehrt die Stadt!

Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Lust zum Denken hat.
Durchsucht der Menschen ganzes Leben,
Was treibt zu grossen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Trost zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein süßer Wahn.
Genug, daß wir dabey empfinden!
Es sey auch tausendmal ein Schein!
Sollt aller Irrthum ganz verschwinden:
So wär es schlimm, ein Mensch zu seyn.

Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zeus, bey ungestümem Wetter,
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zeus läßt sich nicht bewegen;
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
Denn stürmisch sollt es heute seyn.

Der Wandrer setzt, mit bittrer Klage,
Daß Zeus mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort,
So oft ein neuer Sturmwind wütet,
Und schnell ihm, still zu stehn, gebietet:
So oft ertönt ein Lästerwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen

In diesem Holze zu entgehn;
Doch eh der Wald ihn aufgenommen:
So sieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt, und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.

O Thor! läßt Zevs sich zornig hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt ich dir Sonnenschein gegeben:
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
O Jüngling, ist die Furchtsamkeit;
Was helfen dir die süßen Triebe
Bey einer stummen Schüchternheit?
Du liebst, und willst es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu gestehn;
Was deine Lippen ihr nicht sagen,
Soll sie in deinen Augen sehn.

Im Stillen trägst du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an,
Und wünschest, daß sie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht sagen kann.
Du hörst nicht auf, sie hoch zu achten,
Und ehrst sie durch Bescheidenheit;
Sie fühlt, und läßt dich dennoch schmachten,
Und wartet auf Beständigkeit.
Sie läßt dich in den Augen lesen,
Wie viel dir dieser Vorzug nützt;
Erst liebt sie dein bescheidnes Wesen,
Und endlich den, der es besitzt.
Ein Jahr verfliegt; o! lacht des Blöden,
Was hat er denn für seine Müh?
Er darf mit ihr von Liebe reden,
Und wagt den ersten Kuß auf Sie.
Ein Jahr! Und noch kein größer Glücke?
In Wahrheit, das ist lächerlich.
Warum rief er, beym ersten Blicke,
Nicht gleich: Mein Kind, ich liebe dich!
Da lob ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wißt von keiner langen Pein;
Ihr laßt euch bey der Schönen melden,
Ihr kommt, und seht, und nehmt sie ein.
Und euren Muth recht zu beseelen,
Den ihr bey eurer Liebe fühlt;
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einst Jesmin sehr schnell erhielt.

Ein junger Mensch, der gütigst wollte,
Daß jedes schöne Kind die Ehre haben sollte,

Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu seyn;
Jesmin sah Sylvien, das heißt, sie nahm ihn ein.
Er sah sie in dem Fenster liegen,
Ward schnell besiegt, und schwur, sie wieder zu besiegen.
Die halbe Nacht verstrich, daß mein Jesmin nicht schlief;
Er sann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach, und trug die hellsten Flammen
In einen Brief aus zwanzigen zusammen.
Der Brief ward fortgeschickt, und für sein baares Geld
Ward auch der Brief getreu bestellt.
Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, vom Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier, und schreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen seine Quaal,
Er redt von strengen Liebeskerzen,
Von Augensonnen, heiß an Pein,
Von Tigermilch, von diamantnen Herzen,
Und von der Hoffnung Nordlichtschein;
Und schwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich, bey Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.

Getrost, Jesmin, versiegle deinen Brief!
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief;
So wird der Schönen Herz, eh Nacht und Tag verfliessen,
Von deines Briefes Glut erweicht zerschmelzen müssen.
Der Brief wird fortgeschickt, und richtig überbracht.
Jesmin thut manch Gebet an Venus kleinen Knaben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht!
Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eisen haben;
Doch welcher Baum fällt auf den ersten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb;
Und ihre Sprödigkeit ist ein verstelltes Wesen,

Um nur von ihm mehr Briefe noch zu lesen.
Wie könnte sie dem heissen Flehn,
Und, da sie ihn ohnlängst geputzt gesehn,
Der reichen Weste widerstehn?

Ich weis noch einen Rath, und dieser Rath wird glücken;
Durch Verse kann man sehr entzücken:
In Versen, mein Jesmin, in Versen schreib an Sie;
Siegst du durch Verse nicht, Jesmin! so siegst du nie.
Er folgt. O wünscht mit mir, daß ihm die Reime fliessen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebar!
Was konnte man auch anders schliessen,
Da seine Prosa schon so hoch und feurig war?

Kaum hatte Sylvia das Heldenlied gelesen;
So kam auch schon ein Gegenbrief.
Man stelle sich nur vor, wie froh Jesmin gewesen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegen lief!
Die schlaue Magd grüßt ihn galant.
Er steht und hält den Brief entzückt in seiner Hand,
Und brennet vor Begier, den Innhalt bald zu wissen,
Und kann vor Zärtlichkeit sich dennoch nicht entschliessen,
Das kleine Siegel abzuziehn;
Er drückt den Brief an sich, er drückt und küsset ihn.
Die Magd kriegt ein Pistol, und schwört, ihm treu zu bleiben.
Allein was stund in diesem Schreiben,
Als es Jesmin froh auseinander schlug?
Kein Wörtchen mehr, als dieß: Mein Herr, Sie sind nicht klug!

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Denn Hannchen war ein schönes Kind.
Allein je reizender die losen Mädchen sind,
Um desto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drey Jahre liebt er sie;
Allein umsonst war alle Müh.
Was that er endlich? Er verreiste,
Und gieng, (was kann wohl ärgers seyn?)
Gieng, sag ich, mit dem bösen Geiste
Ein Bündniß an dem Blocksberg ein;
Ein Bündniß, daß er ihm zwey Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
Sie werden hurtig eins, und schließen ihren Kauf;
Der böse Geist giebt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen,
Und Doctor Fausten selbst betrogen:
So hielt er doch sein Wort genau.
Frontin ward Hannchens Mann, und sie ward seine Frau.

Doch eh vier Wochen sich verliefen:
So fängt Frontin schon an, den Schwarzen zu citiren.
Ach! spricht er, da der Geist erscheint,
Ach! darf ich, lieber böse Feind,
Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwey Jahre, wie du weißt, zu dienen;
Und dieß erfüll ich auch genau.
Doch willst du mir mein Hannchen wieder nehmen:
So soll mein Dienst ein Jahr verlängert seyn.
Der Böse will sich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Frist noch zweymal ein;

Denn, sprach er bey sich selbst, so arg du immer bist:
So weis ich doch, daß Hannchen ärger ist.

Der gütige Besuch.

[S. des Abstemius LXXV. Fabel, de agricola et poeta.]

Ein offner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt;
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen;
Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
O! rief er, welch ein traurig Leben!
Wie? schlafen Sie denn nicht bey Ihren Büchern ein?
So sind Sie denn so ganz allein,
Und müssen gar vor langer Weile lesen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich so geschwind.

Ich bin, sprach der Poet, noch nie allein gewesen,
Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind.

Der Arme und der Reiche.

Xret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts, als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einst die Schulden quälten,
Das Glück um seinen Beystand an.
Das Glück, das seine liebsten Gaben
Sonst immer für die Leute spart,
Die von den Gütern beßrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entschloß sich dennoch auf sein Flehn,
Dem wackern Manne beyzustehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verscharrte Schätze finden.
Er sieht darauf in kurzer Zeit
Von seinen Schuldnern sich befreyt.
Doch ist ihm wohl die Noth benommen,
Da, statt der Schuldner, Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, so oft er ißt,
Kömmt einer, der ihn durstig küßt,
Nach seinem Wohlseyn ängstlich fraget,
Und ihn mit Höflichkeit und List,
Mit Loben und Bewundern plaget,
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, saget.

O Glücke! rief Xret, soll eins von beiden seyn;
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befreyn:
So will ich mich von Schuldnern lieber hassen,
Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
Vor jenen kann man doch zuweilen sicher seyn;
Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein.

Damokles.

[S. den Cicero, Lib. V. Tuscul. quaest.]

Glaubt nicht, daß bey dem größten Glücke
Ein Wütrich jemals glücklich ist;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bey aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken,
Und läßt ihn nichts, als theures Elend, schmecken.

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dieß Damokles einst gethan,
Fieng Dionys zu diesem Schmeichler an:
So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dichs erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle seyn?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.

Ein goldner Stul wird schnell für ihn herbeygebracht.
Er sitzt, und sieht auf beiden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu seyn.

Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben,
Und sucht den Ruhm, dieß Wort vollstreckt zu haben.

Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
O Hoheit! ruft er aus, könnt ich dich ewig schmecken!
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwerdt an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
Ach! fängt er zitternd an zu schreyn:
Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich seyn!

Die beiden Hunde.

Daß oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewundrer haben,
Und daß der größte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält;
Dieß Uebel sieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, daß sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdringen läßt.

Ein einzig Mittel ist auf Erden!
Allein es ist unendlich schwer:
Die Narren müßten weise werden,
Und seht! sie werdens nimmermehr.
Nie kennen sie den Werth der Dinge.
Ihr Auge schließt, nicht ihr Verstand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil sie das Gute nie gekannt.

Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der eine von den beiden Thieren,
Joli, verstund die Kunst, sich lustig aufzuführen,
Und wer ihn sah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge,
Und spielte voller Ungestüm.
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge:
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln;
So falsch und boshaft war sein Herz!
Gleich fieng er wieder an zu schmeicheln:
Dann hieß sein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt und schrie:
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen;
Er hieß der lustige Joli.
Mit ihm vergnügte sich Lisette,
Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette;
Und beide theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.

Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Wesen,
Zum Witze nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur; doch wachsam um das Haus,
Gieng öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da fliessen Thränen!
Seht! ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz.

So gilt ein Bischen Witz mehr, als ein gutes Herz!

Selinde.

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich also sagen mag,
Schön, wie das Morgenroth, und heiter, wie der Tag;
Selinde soll sich malen lassen.
Sie weigert sich; der Maler ließ nicht nach;
Er bat, bis sie es ihm versprach,
Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt?
Ich hätte sie umsonst gemalt;
Und hätt ich ja was fordern sollen,
So hätt ich Küsse fordern wollen.

So schön Selinde wirklich war,
So schön, und schöner nicht, stellt sie der Maler dar;
Die kleinste Miene muß ihm glücken,
Das Bild war treu, und schön, bis zum Entzücken;
So reizend, daß es selbst der Maler hurtig küßt,
So bald sein Weib nicht um ihn ist.

Der Maler bringt sein göttliches Gesicht.
Selinde sieht es an, erschrickt, und legt es nieder.
„Hier nehm er sein Gemälde wieder,
„Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
„Wer hieß ihn so viel Schmeicheleyen,
„Und so viel Reiz auf meine Bildung streuen?
„Erdichtet ist der Mund, verschönert ist das Kinn.
„Kurz, nehm er nur sein Bildniß hin;
„Ich mag nicht schöner seyn, als ich in Wahrheit bin.
„Vielleicht wollt er die Venus malen:
„Von dieser laß er sich bezahlen.“

So ist sie denn allein das Kind,
Das schön ist, ohn es seyn zu wollen?
Wie viele kenn ich nicht, die wirklich häßlich sind,
Und die wir mit Gewalt für englisch halten sollen!

Der Maler nimmt sein Bild, und sagt kein einzig Wort,
Geht trotzig, wie ein Künstler, fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen,
Und so ein schönes Kind verklagen?

Er klagt. Selinde muß sich stellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urtheil fällen!
O! fahrt sie nicht gebietrisch an;
So sehr sie Unrecht hat, so edel ist ihr Wahn.

Hier kömmt sie schon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch gesehn?
Der ganze Rath erstaunt vor diesem schönen Kinde,
Und sein Erstaunen preist sie schön.
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Gesichte;
Man sah aufs Bild; doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original;
Und jeder rief, sie ist getroffen!
O! sprach sie ganz beschämt, wie könnt ich dieses hoffen?
Er hat mich viel zu schön gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.

Selinde, hub der Richter an,
Kein Maler konnt euch treuer malen.
Er hat nach seiner Pflicht gethan,
Abbittend sollt ihr ihn bezahlen.
Doch weil ihr von euch selbst nicht eingenommen seyd:
So geht nicht unbelohnt von diesem Richterplatze;
Empfangt ein Heyrathsgut aus dem gemeinen Schatze,
Zum Lohne der Bescheidenheit.

O weiser Mann, der dieses spricht!
Gerechter ist kein Spruch zu finden;
Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht,
Und wärst du jung, verdientest du Selinden!
Selinde geht. Der Beyfall folgt ihr nach;
Man sprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen sprach;
Je mehr sie zweifelte, ob sie so reizend wäre,
Um desto mehr erhielt sie Ehre.

Je minder sich der Kluge selbst gefällt:
Um desto mehr schätzt ihn die Welt.

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn! sprach er, um dich zu versorgen,
Hab ich vor langer Zeit einst einen Schatz verborgen;
Er liegt — Hier starb der Vater schon.
Wer war bestürzter, als der Sohn?
Ein Schatz! (So waren seine Worte,)
Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
Wo find ich ihn? Er schickt nach Leuten aus,
Die Schätze sollen graben können,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.

Nach viel vergeblichem Bemühen
Heißt er die Fremden wieder ziehen,
Sucht selber in dem Hause nach,
Durchsucht des Vaters Schlafgemach,
Und findt mit leichter Müh (wie groß war sein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

Vielleicht, daß mancher eh die Wahrheit finden sollte,
Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit suchen wollte.

Und mancher hätte sie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.
Verborgen ist sie wohl; allein nicht so verborgen,
Daß du der finstern Schriften Wust,
Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen,
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
Verlaß dich nicht auf fremde Müh,
Such selbst, such aufmerksam, such oft; du findest sie.
Die Wahrheit, lieber Freund! die alle nöthig haben,
Die uns, als Menschen, glücklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt; nicht tief vergraben.

Monime.

[S. den Plutarch in dem Leben des Lukullus auf der 503. S. a. edit. Wechel.]

Durch schöner Glieder Reiz, durch Schönheit des Verstands,
Erwarb Monime sich den Beyfall Griechenlands;
So manches Buhlers Herz besiegten ihre Blicke;
Mit Wollust sah er sie, beschämt wich er zurücke.
Denn war Monime schön: so war ihr Herz zugleich
An Unschuld, wie ihr Blick an Geist und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunsch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb selbst den Buhler an, daß er sie mehr verehrte.
Arm war sie von Geburt, und zart von Leidenschaft,
Mit Schmeichlern stets umringt; und blieb doch tugendhaft?
Doch bringt Geschenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredsamkeit wird sie nicht widerstehen.

Ein Prinz aus Pontus ists, der grosse Mithridat,
Der mit entbrannter Brust sich zu Monimen naht;
Ein König seufzt und fleht. Zu schmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bey diesem Glück Monimens Tugend wanken?

Prinz, fieng sie herzhaft an, du scheinst durch mich gerührt,
Und rühmst den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur für diesen Schmuck der Jugend,
Die Schönheit gab sie mir; und ich gab mir die Tugend;
Nicht jene macht mich stolz, nein! diese macht mich kühn;
Sey tausendmal ein Prinz: umsonst ist dein Bemühn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen,
Nur als Gemahl wirst du Monimens Herz gewinnen.

So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn.
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigste Gewinn,
Des Hofes Kunst und List; nichts konnte sie bezwingen;
Der Prinz muß für ihr Herz ihr selbst die Krone bringen.

O welch ein seltnes Glück! von niederm Blut entstehn,
Und aus dem Staube sich bis zu dem Thron erhöhn!
Wie lange, grosses Glück! wirst du ihr Herz vergnügen?
Wie lange?

Mithridat hofft Rom noch zu besiegen;
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der siegen will, fängt an, besiegt zu fliehn;
Rom setzt ihm siegreich nach, sein Land wird eingenommen.
Doch soll das stolze Rom Monimen nicht bekommen;
Eh dieß der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav eröffnet ihr, was Mithridat gebot.

So, ruft sie, raubt mir auch die Hoheit noch das Leben!
Die für entrißne Ruh mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich ungeliebt, durch Reue mich gequält,
Daß ich den Niedrigsten mir nicht zum Mann erwählt?
Sie reißt den Hauptschmuck ab, um stolz sich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem sich um den Hals zu schlingen:
Allein das schwache Band erfüllt ihr Wünschen nicht,
Es reißt, und weigert sich der so betrübten Pflicht.
O, ruft sie, Schmuck! den ich zu meiner Pein getragen,
So gar den schlimmsten Dienst willst du mir noch versagen?
Sie wirft ihn vor sich hin, tritt voller Wuth darauf,
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Der unsterbliche Autor.

Ein Autor schrieb sehr viele Bände,
Und ward das Wunder seiner Zeit;
Der Journalisten gütge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er sah, vor seinem sanften Ende,
Fast alle Werke seiner Hände
Das sechstemal schon aufgelegt,
Und sich, mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer spanischen Perücke
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widersprechern sicher,
Und schrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entseelt;
Und das Verzeichniß seiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,

Nahm an dem Lebenslauf allein
Drey Bogen und drey Seiten ein.

Man las nach dieses Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtsamkeit;
Und seht, das Wunder seiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und seine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war bloß berühmt gewesen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn gelesen.

Berühmt zu werden, ist nicht schwer,
Man darf nur viel für kleine Geister schreiben;
Doch bey der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, seicht am Geist, in strenger Lehrart schreiben.

Der grüne Esel.

[S. des Abstemius LXXX. Fabel, de vidua et asino viridi.]

Wie oft weis nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tausend Thoren zu beschämen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gassen durchzuziehn;
Er zieht, und jung und alt erscheinen.

Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Esel, zeisiggrün! der rothe Füße hat!
Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Esel sehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.

Man lief die beiden ersten Tage
Dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterinn mehr von dem schwarzen Schaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so geräth das Kind in Schlaf.

Drey Tage waren kaum vergangen:
So war es um den Werth des armen Thiers geschehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Esel mehr zu sehn.
Und so bewundernswerth er anfangs allen schien:
So dacht itzt doch kein Mensch mit einer Sylb an ihn.

Ein Ding mag noch so närrisch seyn,
Es sey nur neu; so nimmts den Pöbel ein:
Er sieht, und er erstaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht;
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Der baronisirte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm sich vor, ein grosser Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebieterischen Geberden
Der Grossen zuversichtlich nach.
Bald wünscht er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugehn;
Bald wünscht er sich das Glück, dereinst vor einem Heere
Mit Lorbern des Eugens zu stehn.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Ansehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?

Indessen war er doch Baron;
Und sein Verdienst, die Million,
Ließ sich, zu alles Volks Entzücken,
In Läufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg mit Gold,
Und brüstete sich mehr in seiner Staatscarosse,
Als die daran gespannten Rosse.

Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um seine Gnade bat,
Und alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt, und ihn bestahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daß er des Argus Augen hätte.

Was braucht es mehr, als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bey seinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden,
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daß Aeltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts, als Reichthum, hinterlassen.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stack in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
Herr! sprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier, spricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handschrift borgen.

Ein Jahr, und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt er auch Phileten hintergehen,
Und ein Betrüger seyn? Vielleicht.

Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweyhundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seyd ein gar zu wackrer Mann.

O! spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich wills zu Rathe ziehn;
Allein ich weis es schon, du stehest nicht darinnen.

Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft, und kömmt mit voller Hand zurücke.
Hier, spricht er, ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dieß Glücke dank ich euch allein;
Und wollt ihr ja recht gütig seyn:
So leiht mir wieder funfzig Gulden.

Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld;
Behalte deinen ganzen Segen:
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.

Sey du mein Freund! Das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
Die sollen deinen Kindern seyn.

Mensch! mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist,
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beyzustehen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist?

Das Schicksal.

[S. den Zuschauer im III. Th. auf der 332. S. u. f.]

O Mensch! was strebst du doch den Rathschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bey seiner Schickung führt?
Du siehst bey Dingen, die geschehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;
Und hoffest doch den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschicht?
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen.
Dieß siehst du freylich nicht bey allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen:
So müßtest du, was Gott ist, seyn.
Begnüge dich, die Absicht zu verehren,
Die du zu sehn, zu blöd am Geiste bist;
Und laß dich hier ein jüdisch Beyspiel lehren,

Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt,
Und, wenn dirs grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ewgen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um größre Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stund, hinab ins Ebne sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bey dem Quell von seinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort:
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bey dem Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn, und entwich:
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank, und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reuter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm,
Und forderte sein Geld von ihm.

Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reuter flucht und droht,
Und sticht zuletzt, mit vielen Wunden,
Den armen Alten wütend todt.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannst du inne werden,

Wie in der Welt sich alles billig fügt;
Denn wiß: es hat der Greis, der itzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einst erschlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davon getragen.

Lisette.

Ein junges Weib, sie hieß Lisette;
Dieß Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weis man wohl, wie junge Weiber sind;
Drum durft ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er sie verlassen hätte;
Denn laßt ein Weib schön, wie Cytheren, seyn,
Wenn sie die Blattern hat: so nimmt sie nicht mehr ein.
Hier sitzt der gute Mann zu seiner größten Pein,
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kissen oft zu rechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beßrung flehn;
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
Ich hätt ihn mögen beten sehn.

Der arme Mann! Ich weis ihm nicht zu rathen:
Vielleicht besinnt er sich, und thut, was andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterinn;
Und Lorchen ward dazu erlesen,
Weil ihr Lisettens Eigensinn
Vor andern längst bekannt gewesen.
Sie trat ihr Amt dienstfertig an,
Und wußte sich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu schicken,
Und auch in den gesunden Mann.

Sie war besorgt, gefällig, jung und schön,
Und also ganz geschickt, mit beiden umzugehn.

Was thut man nicht, um sich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann sieht Lorchen an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es ist dein grosses Glücke,
Daß du nicht sehen kannst; dein Mann thut recht galant;
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen schon vorher gekannt,
Und sie mit Fleiß zur Wärterinn ernannt.
Ja, wenn sie bloß durch Blicke redten:
So möcht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man sie einander küssen sehn.
Er kömmt, und klopft sie in den Nacken,
Und kneipt sie in die vollen Backen;
Sie wehrt sich ganz bequem, bequem wie eine Braut,
Und findet bald für gut, sich weiter nicht zu wehren.
Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut;
Allein sie küßten gar zu laut.
Wie konnt es anders seyn? Lisette mußt es hören.
Sie hörts, und fragt: was schallt so hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen schnell,
Es ist ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz,
Und will sich nicht zufrieden geben.
Ach! spricht sie, lieber Mann, wie redlich meynts dein Herz
O! gräme dich doch nicht! ich bin ja noch am Leben.

Die Verschwiegenheit.

O Doris! wärst du nur verschwiegen:
So wollt ich dir etwas gestehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen —
Doch nein, ich schweige, sprach Tiren.
Wie? rief die schöne Schäferinn,
Du zweifelst noch, ob ich verschwiegen bin?
Du kannst mirs sicher offenbaren:
Ich schwör, es solls kein Mensch erfahren.

Du kennst, versetzt Tiren, die spröde Sylvia,
Die schüchtern vor mir floh, so oft sie mich sonst sah.
Ich komme gleich von dieser kleinen Spröden;
Doch ach! ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär um ihre Gunst, und um mein Glück gethan,
Wenn Sylvia dereinst erführe,
Daß — Dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre.

So liebt sie dich? fuhr Doris fort.
Ja wohl! Doch, sage ja kein Wort!
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
Und itzt von ihr den ersten Kuß bekommen.
Tiren, sprach sie zu mir, mein Herz sey ewig dein;
Doch eines bitt ich dich, du mußt verschwiegen seyn.
Daß wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich küssen,
Braucht niemand auf der Flur, als ich und du, zu wissen.
Drum bitt ich, Doris, schweige ja!
Sonst flieht und haßt mich Sylvia.

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
Gesetzt, daß Doris auch es dem Damöt vertraut;
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut.

Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand, und fragt,
Was ihr sein Freund, Tiren, gesagt?

Damöt! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen,
Du kennst den ehrlichen Tiren;
Es war nichts wichtiges, sonst würd ich dirs gestehn.
Er sagte mir — Verlang es nicht zu wissen;
Ich hab es ihm versprechen müssen,
Daß ich zeitlebens schweigen will.

Damöt wird traurig, schweiget still,
Umarmt sein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferinn erschrickt, daß sie Damötens Kuß
So unvollkommen schmecken muß.
Du zürnest, ruft sie, mein Getreuer?
O! zürne nicht, ich will es dir gestehn:
Die spröde Sylvia ergiebt sich dem Tiren,
Und hat ihm itzt, in ihrem Leben,
Den allerersten Kuß gegeben;
Allein du mußt verschwiegen seyn.

Damöt versprichts. Kaum ist Damöt allein:
So fühlt er schon die größte Pein,
Sein neu Geheimniß zu bewahren.
Ja! fängt Damöt zu singen an:
Ich will es keinem offenbaren,

Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küsse nimmt, und Küsse giebt;
Du, stummer Busch, nur sollsts erfahren,
Wen Sylvia verstohlen liebt.

Doch ach! In diesem Busch war unsre Sylvia,
Die sich durch dieses Lied beschämt verrathen sah;
Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mußte,
Die, ihrer Meynung nach, nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft, und sucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach, Schäfer, ach! wie wird dirs gehn!
Mich, fängt sie an, so zu betrüben!
Dich, Plaudrer, sollt ich länger lieben?

Und kurz: Tiren verliert die schöne Schäferinn,
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
Ja, spricht Damöt, ich muß es selber sagen,
Daß ich nicht wenig strafbar bin;
Allein, wie kannst du mich den größten Schwätzer nennen?
Du hast ja selbst nicht schweigen können!

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verstehn;
Und jedes folgt, so bald sie nur gebietet,
Denn sie *gebot mit* Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen;
Sie läuft hinein, sie badet sich.
Wie, kleines Thier! Du schwimmst? Wer lehrt es d
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?

Die Henne läuft mit strupfigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreyt?

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergn
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name, Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen!
Doch nöthig ists, daß man sie kennen lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fliessen;
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges schönes Weib,
Gieng munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder,
Und fiel halb todt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? Vergißt ihr Blut den Lauf?
Geschwind löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! doch läßt sich dieß erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!

Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Noth.
Zu früh ists, nach der Gattinn Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap
Erscheint so gleich in vollem Trab,
Und setzt sich vor das Krankenbette,
Vor dem er sich so eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls; und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiste nach, was sein Receptbuch sagt.

Und läßt, die Krankheit zu vertreiben,
Sich eilends Dint und Feder bringen.

Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrnen Arzt bey Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor sieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch ich Ihnen nicht zu sagen;
„Sie wissen schon, es zeigt viel gutes an,
„Wenn sich die jungen Weiber klagen.“

Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht;
Drum muß der zweyte Doctor kommen.

Er kömmt. Geduld! Nun werden wirs erfahren.
Was ists? was fehlt der schönen Frau?
Der Doctor sieht es ganz genau,
Daß sich die Blattern offenbaren.

Sulpitia! erst sollst du schwanger seyn?
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte schweigt, und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß sich doch betrügen.
Nein, überlaßt sie der Natur,
Und dem ihr so getreuen Bette;
Gesetzt, daß sie die schlimmste Krankheit hätte:
So ist sie nicht so schlimm, als eure Cur.

Geduld! Vielleicht genest sie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,

Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er sie hundertmal, obs noch nicht besser ist?
Ach! ungestümer Mann, du nöthigst sie zum Sprechen!
Wie? wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörst du schon,
Daß sich die Schmerzen stets vergrößern.
Bald wird es sich mit deiner Gattinn bessern!
Der Tod, der Tod bringt schon herein,
Sie von der Marter zu befreyn!

Wer pocht? Es wird der Doctor seyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuschlagen.
Er kömmt, so stammelt sie, er kömmt zu rechter Zeit;
Ist dieß vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er sieht, so werd ich bald erblassen.
Doch hätte mich der Himmel leben lassen:
So hätt ich mir ein solches Kleid bestellt,
Von solchem Stoff, als er, er wirds schon wissen,
Für meine Freundinn machen müssen;
Es ist nichts schöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Besuch gegeben:
So trug sie dieses neue Kleid;
Doch geh er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit!

O fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verschwinden!
Der Athem wird sich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpitia liegt noch darnieder,
Und dankt ihm seufzend für den Gruß.
Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit!
Dieß ist der Stoff, dieß ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.

Ach Engel! spricht der Mann, bey sanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
Könnt ich dich nur gesund in diesem Schmuck erblicken.
O! fängt sie an, so krank ich bin:
So kann ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute sehn,
Wie mir das neue Kleid wird stehn.

Man bringt den Schirm, und sie verläßt das Bette,
So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Caffee.
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Der gute Rath.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen sollte?

Freund, sprach der Greis, das weis ich nicht,
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib bloß zum Vergnügen:
So wählet euch ein schön Gesicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch strebt ihr durch die Frau nach einem hohen Range:
Nun so vergeßt, daß beßre Mädchen sind,
Wählt eines großen Mannes Kind,
Und untersucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagts, um euch nach Wunsche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier schwieg der Alte lachend still.

Ach! sprach der junge Mensch, das will ich ja nicht wissen;
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen —

O! fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine nehmen.

Die beiden Mädchen.

Zwey junge Mädchen hofften beide,
Worauf? Gewiß auf einen Mann;
Denn dieß ist doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngste Schwester, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt ein rund Gesicht, und eine zarte Haut;
Doch eine sehr gezwungne Miene.
So fest geschnürt sie immer gieng,
So viel sie Schmuck ins Ohr, und vor den Busen hieng,
So schön sie auch ihr Haar zusammen rollte:
So ward sie doch bey alle dem,
Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.

Die andre Schwester, Caroline,
War im Gesichte nicht so zart;
Doch frey und reizend in der Miene,
Und liebreich mit gelaßner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt;
Und selbst ihr Reiz schien solche zu verlangen.
Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie pralte nicht mit theuren Kostbarkeiten.
Ein artig Band, ein frischer Straus,
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemeßne Tracht,
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freyer kam; man wies ihm Philippinen;
Er sah sie an, erstaunt, und hieß sie schön;
Allein sein Herz blieb frey, er wollte wieder gehn.
Kaum aber sah er Carolinen:
So blieb er vor Entzückung stehn.

Im Bilde dieser Frauenzimmer
Zeigt sich die Kunst und die Natur;
Die erste pralt mit weit gesuchtem Schimmer,
Sie fesselt nicht; sie blendet nur:
Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt sich bescheiden sehn; und so gefällt sie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meynung aus.
Der Kenner sagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O! rief er, bey dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach welcher Fuß! O, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm, und in dem Schilde,
Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler ward beschämt gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus:
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt:
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält:
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Zweytes Buch.

Die beiden Schwalben.

Zwo Schwalben sangen um die Wette,
Und sangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die eine schrie, daß sie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre sich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie soll den Streit entscheiden;
Und beide stimmen herzhaft an.
Nun, hieß es: sprich, wer von uns beiden
Am meisterlichsten singen kann?
Das weis ich nicht, sprach sie bescheiden,
Und sah sie ganz mitleidig an,
Und wollte sich nach ihrer Höhe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzuzwingen.
So, sprach sie, will ichs denn gestehn:
Die kann so gut, wie jene, singen,
Doch singt, so lang ihr wollt, es singt doch keine schön.
Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen.

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
O! wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Laßt keinen Streit entstehn.
Wir wollen keinen von euch kränken;
Der eine kann so gut, wie jener, denken;
Doch keiner von euch denket schön.
Ihr Schwätzer! zankt nicht um die Gaben
Der geistlichen Beredsamkeit.
So lange wir Mosheime haben:
So sehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr beredte Kinder seyd.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gründlichen, o bleibt in Ruh!
Du demonstrirst wie er, und er so fein, wie du;
Allein so lange wir Leibnitze vor uns haben:
So hört euch keine Seele zu.
O! zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unsrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein so lange wir noch Hageborne haben:
So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen seyd.

Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt, mich deucht, sie lag in Griechenland,
Drang einst der Feind, von Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger, in der Raserey,
Bis auf den letzten Mann ermorden.

O Himmel! welch ein Angstgeschrey
Erregten nicht der Weiber blasse Schaaren!
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schreyn,
Was muß das für ein Lärmen seyn!
Ich zittre schon, wenn zwey nur schreyn.

Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen schon, vor Angst halb todt,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren,
Und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgesammt um ihrer Männer Leben.
So hats von tausenden nicht eine Frau gegeben,
Die sich gewünscht, des Mannes los zu seyn?
Von tausenden nicht eine? Nein.
Nun, das ist viel; da muß, bey meinem Leben!
Noch gute Zeit gewesen seyn.

So hart als auch der Feldherr war:
So konnt er doch dem zauberischen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerstehen.
Denn welchen Mann, er sey auch zehnmal ein Barbar,
Weis nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General seyn mögen,
Vor dem der Weiber Schaar so kläglich sich vereint
Ich hätte wie ein Kind geweint,
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau zu ihrer Ruh
Den Mann, und einen noch dazu,
Wenn sies von mir verlangt, gegeben.

Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht.
Ihr Schönen! fängt er an und spricht —
Ihr Schönen? Dieses glaub ich nicht:
Ein harter General wird nicht so liebreich sprechen.
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug! er hats gesagt. Ein alter General
Hat, dächt ich, doch wohl wissen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie seyn es, oder nicht, kann meine Schönen nennen.

Ihr Schönen, sprach der General,
Ich schenk euch eurer Männer Leben;
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben;
Und die ein Stück zurück behält,
Verliert den Mann vor diesem Zelt.

Wie? fiengen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß, der General war dennoch ein Tyrann.
Was halfs, daß er, ihr Schönen! sagte,
Da er die Schönen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur Eine zagte:
So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dieß noch nicht genug.
Er ließ nicht eh nach ihren Männern schicken,
Als bis sie einen Eid gethan,
(Der General war selbst ein Ehemann)
Bis, sag ich, sie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.

O welche Wollust! Welch Entzücken!
Vergebens wünsch ichs auszudrücken,
Mit welcher Brünstigkeit die Frau den Mann umfieng!
Mit was für sehnsuchtsvollen Blicken
Ihr Aug an seinem Auge hieng!

Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben stehen,
Um ihren Feinden nachzusehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
Ist die Geschichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth.
Sie grämten sich, und durftens doch nicht sagen.
Wer wirds, den Eid zu brechen, wagen?
Genug, der Kummer trat ins Blut.
Sie legten sich; drauf starben in zehn Tagen,
Des Lebens müd und satt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böse General!

Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
Sohn! fieng er an, mich quält ein trauriger Gedanke;
Du hast Verstand, wie wird dirs künftig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,

Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.

Der Sohn erschrack und stutzte lange.
Ach Vater! hub er an, wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?
Er? fiel der Vater ihm ins Wort,
Für Görgen ist mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort.

Der junge Drescher.

Dem Drescher, der im weichen Gras
Vor seinem Topf, mit Milch und schwarzem Brodte, saß,
Dem wollte seine Milch nicht schmecken.
Er fieng verdrießlich an, sich in das Gras zu strecken,
Dacht ängstlich seinem Schicksal nach,
Und dehnte sich dreymal, und sprach:
Du bist ein schlechter Kerl, du hast kein eignes Dach,
Und mußt dich Tag vor Tag mit deinem Flegel plagen.
Du thätst ja gern mit deinem Schatze schön;
Allein, du Narr, mußt in der Scheune stehn,
Und kannst nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn,
Und einen Krug mit Bier und deine Mieke sehn.
Du bist noch jung, und kannst hübsch lesen und schreib
Und wolltest stets ein Drescher bleiben?

Des Schulzens Tochter ist dir gut,
Ist reich und kann sich hübsch geberden:
So nimm sich doch. Du kannst, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden:
Alsdann ißt du dein Stücke Fleisch in Ruh,
Und trinkst dein gutes Bier dazu,
Und hast gleich nach dem Pfarr die Ehre —
O! wenn ich doch schon Schulze wäre!

Indem Hanns noch so sprach, kam seine Schöne her.
Sie that, als käme sie nur so von ungefähr;
Allein sie kam mit Fleiß, weil sie ihn sprechen wollte,
Und er verwegen seyn, und sie recht herzen sollte;
Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Hanns zieht die Schöne sanft zu sich ins Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Latz, schielt öfters auf ihr Mieder,
Fast wie ein junger Herr. Nur mit dem Unterscheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fieng an, sie recht verliebt zu küssen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz davon,
Und ward, wie viele noch auf diesem Dorfe wissen,
Des reichen Schulzen Schwiegersohn.
Kaum hatt er sie: so ward der Alte schon
Durch schnellen Tod der Welt und seinem Dorf entrissen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüssen?
Wen anders, als den Schwiegersohn?

Er eilt ins Amt, kömmt bald und freudig wieder,
Und wirft sich auf die Bank, als Schulz im Dorfe, nieder.

So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student,
Nach einem glücklichen Examen,
Sich selbst vor trunkner Lust nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in seiner Schöne Namen,
Nach einem tiefen Compliment,
Das erstemal Herr Doctor nennt:
So wußt auch Hanns vor großer Freude
Nicht, wo er Händ und Füße ließ,
Als ihn Schulmeisters Adelheide
Das erstemal Herr Schulze hieß.

Wie glücklich pries er sich in seiner Ehrenstelle!
Er aß sein Fleisch, und that den Gästen oft Bescheid.
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle:
Denn welches Amt ist wohl davon befreyt?
Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf sich Herr Hanns verdrießlich auf die Stelle,
Auf der er sich sein Glück erfreyt,
Und oft gewünscht: Wenn ich doch Schulze wäre!
Ich, fieng er zu sich selber an,
Ich habe Haus, und Hof, und Ehre,
Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.
Bald soll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red und Antwort geben;
Da fährt mich denn der Amtmann an,
Und heißt mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teuflischen Soldaten,
Und fluchen mir die Ohren voll.
Bald weis ich mir bey den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu rathen,
Die ich dem Landknecht schaffen soll.

Die Bauern brummen, wenn ich strafe,
Und straf ich nicht: so lachen sie mich aus.
Sonst störte mich kein Mensch im Schlafe,
Itzt pocht mich jeder Narr heraus,
Und, wenn es niemand thut, so hunzt die Frau mich aus.
O wäre mirs nur keine Schande!
Ich griffe nach dem ersten Stande,
Und stürb als Drescher auf dem Lande.

Wer weis, ob mancher Große nicht
Im Herzen, wie der Schulze, spricht?
Wer weis, wie viele sonst zu Fuße ruhig waren,
Die itzund mißvergnügt in stolzen Kutschen fahren?
Wer weis, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug,
Eh es der Fürsten Gunst an einem Bande trug?
O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
Daß ihr die Ruh nicht durch den Stand gewinnt!
Lernt doch, daß die am mindsten glücklich sind,
Die euch am meisten glücklich scheinen!

Die glückliche Ehe.

Gedankt sey es dem Gott der Ehen!
Was ich gewünscht, hab ich gesehen:
Ich sah ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bey gleicher Lieb und gleicher Treue,
In kluger Ehe glücklich war.

Ein Wille lenkte hier zwo Seelen.
Was sie gewählt, pflegt er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch sie:
Ein Fall, wo Andre sich betrübten,
Stört ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.

Da ihn kein Eigensinn verführte,
Und sie kein eitler Stolz regierte:
So herrschte weder sie, noch er.
Sie herrschten; aber bloß mit Bitten.
Sie stritten; aber wenn sie stritten,
Kam bloß ihr Streit aus Eintracht her.

So wie wir, eh wir uns vermählen,
Uns unsre Fehler klug verhelen,
Uns falsch aus Liebe hintergehn:
So ließen sie, auch in den Zeiten
Der zärtlichsten Vertraulichkeiten,
Sich nie die kleinsten Fehler sehn.

Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm, wie der erste, sie noch ein.
Sie starben. Wenn? — Wie kannst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonst würden dieß nur Fabeln seyn.

Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich, aus aller Macht,
Auf allen Bier- und Brandweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Spahn,
Woran der Andre sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an.
Und jeder wollte bloß den Andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.

Man rieth, und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sichs denn offenbaren,
Warum sie, seit so vielen Jahren,
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brodtneid! War ers nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht;
Allein so sang der Andre nicht.
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beid im Singen zänkisch banden;
Aus dem verwahrt und dem bewahrt,
War Spott, Verachtung, Haß, und Rach, und Wuth entstanden.

Die Wächter, hör ich viele schreyn,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren seyn.
Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich seyn!
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweyten?

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn,
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
Wenn, sprach es, und fieng an, die Schenkel schön zu heben,
Wenn kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wenn bewundert dich die Welt?
Schweig, rief der Gaul, und laß mich ruhig pflügen;
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld:
Wo würdest du den Haber kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Müßiggänger, wißt,
Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist.

Ist der, der sich und euch durch seine Händ ernährt,
Nichts bessers, als Verachtung werth?
Gesetzt, du hättest beßre Sitten:
So ist der Vorzug doch nicht dein.
Denn stammtest du aus ihren Hütten:
So hättest du auch ihre Sitten.
Und was du bist, und mehr, das würden sie auch seyn,
Wenn sie, wie du, erzogen wären.
Dich kann die Welt sehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Die Fliege.

Daß alle Thiere denken können,
Dieß scheint mir ausgemacht zu seyn.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Aesopus hats gesagt, Fontaine stimmt mit ein.
Wer wird auch so mißgünstig seyn,
Und Thieren nicht dieß kleine Glücke gönnen,
Aus dem die Welt so wenig macht?
Denk oder denke nicht, darauf giebt niemand acht.

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunst mit ewgem Stolze blickte,
Dich schnell zum Beyfall zwang, und gleich dafür entzückte,
Und wenn sie dich durch Schmuck bestürzt gemacht,
Mit edler Einfalt schon dich wieder zu dir brachte;
In diesem Bau voll Ordnung und voll Pracht
Saß eine finstre Flieg auf einem Stein und dachte.

Denn daß die Fliegen stets aus finstern Augen sehn,
Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
Und oft die flache Stirne falten,
Kömmt bloß daher, weil sie so viel verstehn,
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So saß auch hier die weise Fliege.
Ein halbes Dutzend ernste Züge
Verfinsterten ihr Angesicht.
Sie denkt tiefsinnig nach und spricht:
Woher ist dieß Gebäud entstanden?
Ist außer ihm wohl iemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich sehs nicht ein.
Wer sollte dieser Jemand seyn?
Die Kunst, sprach die bejahrte Spinne,
Hat diesen Tempel aufgebaut.
Wohin auch nur dein blödes Auge schaut,
Wird es Gesetz und Ordnung inne:
Und dieß beweist, daß ihn die Kunst gebaut.
Hier lachte meine Fliege laut.
Die Kunst? sprach sie ganz höhnisch zu der Spinne;
Was ist die Kunst? Ich sinn und sinne,
Und sehe nichts, als ein Gedicht.
Was ist sie denn? Durch wen ist sie vorhanden?
Nein, dieses Mährchen glaub ich nicht.
Lern es von mir, wie dieser Bau entstanden:
Es kamen einst von ungefähr
Viel Steinchen einer Art hieher,
Und fiengen an, zusammen sich zu schicken.
Daraus entstand der große hohle Stein,
In welchem wir uns beid erblicken.
Kann was begreiflicher als diese Meynung seyn?

Der Fliege können wir ein solch System vergeben;
Allein daß große Geister leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefehr zum Ursprung geben,
Und lieber zufallsweise leben,
Als einen Gott zum Thron erheben;
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man sie nicht für Narren hält.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu sehn,
(Erzählte mir mein Freund,) beschloß ich auszugehn.
Ich gieng vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir gieng ein reicher reicher Mann,
Der, seiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden,
Nebst dem, was er damit die Messe durch gewann,
Und was er, wenns ihm glücken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.

Herr Orgon gieng vor mir, (ich geb ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weis:)
Er gieng; doch eh wir noch zu unserm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünsten redte.

Ach! sprach er, ach erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen,
Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich seyn;
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreun:
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne seyn!

So sprach der Greis; allein was sprach der Reiche?
Ihr seyd ein so bejahrter Mann,
Ihr seyd schon eine halbe Leiche,
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müßt ihr denn noch erst Brandwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht. —
Drauf gieng der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht. —
O Gott! du weists! Mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und gieng, damit er mich nicht weinen sehen sollte:
Allein er rufte mich zurück.
Ach! sprach er mit noch nassem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben,
Es ist ein gar zu großes Stück.
Ich bring euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!
Ihr, sprach ich, sollt es alles haben;
Ich seh, daß ihrs verdient: trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?

Er sagte mir das Haus. Ich gieng am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that im Gehn schon manche Frag an ihn.
Allein, indem ich nach ihm frage,
War er seit einer Stunde todt.
Die Mien auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern redte.
Ein Psalmbuch und ein wenig Brodt
Lag neben ihm auf seinem harten Bette.
O! wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
Mit dem er so unchristlich redte,
Und der vielleicht ihn itzt bey Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!

So sprach mein Freund und bat, die Müh auf mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht,
Als für das Geld, versteht, der schämt sich ewig nicht.

Calliste.

[S. die Nachricht von dem Tode der Frau von Villacerfe, im V. Th. des Zuschauers, auf der 273. S. f.]

O Leser! stelle dir mit zärtlichem Gemüthe
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz sich längst ein edelmüthig Chor
Entzückter Jünglinge bemühte,
Die stell itzt deinem Geiste dar,
Und fühl es recht, wie schön sie war.

Die, deren Schicksal ich erzähle,
Calliste, groß durch ihren Stand,
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil sie sich nicht wohl befand,
Und weil der Doctor ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs ersten Wundarzt holen.

Er, dieser so berühmte Mann,
Der schmachtend ingeheim Callistens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tausend Freuden an.
Er kam. O wär er nie gekommen!
Er nimmt den weißen Arm, und streift ihn ängstlich auf,
Und forscht, von Lieb und Ahndung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf,
Und streift in trunkner Angst den Arm noch vielmal auf.

Callistens Freundinn sieht ihn zagen,
Und sagts ihr, (heimlich sagt sies ihr.)
O! spricht sie: Lassen Sie den Herrn nur ruhig schlagen,
Und schlüg er zweymal fehl: so werd ich doch nichts sagen,
Ich weis, er meynt es gut mit mir.
Der Arzt sprach noch, das wollen wir nicht hoffen,
Und schlug, und rief: O unglückselger Schlag:
Ich habe ja den Puls getroffen!
Und taumelte, bis er danieder lag.

Sie, noch für den besorgt, (kann man was edlers denken?)
Der so gefährlich sie verletzt,
Verbot ihm oft, sich nicht um sie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bey allem Schmerz gesetzt:
Doch dieß war nur geringes Leiden.

Die Aerzte sahn nunmehr die tödtliche Gefahr,
Und wurden grausam eins, den Arm ihr abzuschneiden,
Weil sonsten keine Rettung war:
Und ohne sich darüber zu beklagen,
Reicht sie den Arm, den schönen Arm schon dar,
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der Schuld an diesem Unglück war.

So ward der Schönen denn das Leben
Für den Verlust des Arms gegeben?
So war das Leben denn für so viel Schmerz der Lohn?
Sieh nur den Doctor an, sein Schrecken sagt dirs schon!
Er sieht den Brand, und spricht mit bangem Ton:
Sie können länger nicht, als noch drey Tage leben!

O Gott, wie kurz ist diese Frist!
Ihr Aerzte helft ihr doch, wenn ihr zu helfen ist!

Auch hier blieb noch das große Herz gelassen.
So, sprach sie, sterb ich denn? Wohlan! Er ist nicht Schuld.
Er würde gern für mich erblassen:
Gott hats verhängt; Gott ehr ich durch Geduld,
Und bin bereit, den Augenblick zu sterben;
(Der Wundarzt trat indem herein,)
Sie aber, fuhr sie fort, setz ich hiemit zum Erben
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten sonst unglücklich seyn!
Sie sprachs, und schlief großmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
Im Bret einmal die Dame ziehn,
Und sah auf jeden Platz, den sie dem Steine gaben,
Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
Als könnt er selbst die Dame ziehn.
Er legte bald sein Mißvergnügen,
Bald seinen Beyfall an den Tag;
Er schüttelte den Kopf itzt bey des einen Zügen,
Und billigte darauf des andern seinen Schlag.

Der eine, der gern siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn;
Der Affe stieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen sollte.
Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
Wenn dus so gut verstehst? sprach der erzürnte Knabe.
Den, jenen, oder diesen da,
Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daß er sich fragen sah,
Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja.

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob sie das, was du verstehst, verstünden:
So frage sie um Rath. Sind sie mit ihrem Ja
Bey deinen Fragen hurtig da:
So kannst du mathematisch schliessen,
Daß sie nicht das Geringste wissen.

Der Bauer und sein Sohn.

[S. Burcard Waldis, in dem ganz neuw gemachten und in Reimen verfaßten Esopus, im dritten Buche, 178 Bl.]

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hanns einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam:
Gieng, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämtste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mirs glauben, oder nicht:
So sag ichs euch, und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bey — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd.

Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn itzunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn,)
Die hat dir manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt solls dort nicht gar zu richtig seyn,)
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht sogleich das Bein.

Der Bub erschrack, so bald er dieß vernommen.
Ach! sprach er, lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt ich, daß er gewesen wär?
Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, itzt fällt mirs ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt ich wohl beschwören,
Daß er so groß, als mancher Ochse, war.

Sie giengen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt es anders seyn?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
Ja Vater, fieng er an, der Hund, von dem ich redte,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte:
So war er doch viel größer, als ein Kalb.

Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dirs gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
Ach Vater! spricht er, seyd kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg auch, und mehr, als er, und such ihn zu beschämen:
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

[Er hieß Chartier. S. Jöchers Gelehrten-Lexicon.]

Ein Dichter, der bey Hofe war;
Bey Hofe? Was? bey Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wüßte nicht, was ein Poet,
Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
Was der bey Hofe nöthig wäre?
Was ein Poet bey Hofe nöthig ist?
Ja, Freund, du hast wohl Recht zu fragen.
Mich ärgerts, daß August zween Dichter gern vertragen,
Die man doch itzt kaum in den Schulen liest.
Was ists denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! Gar nichts, der eine macht,
Daß man bey Hofe weint, der andre, daß man lacht,
Das heißt dem Staate trefflich dienen,
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht!

Doch auf die Sache selbst zu kommen.
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
Schlief einst bey Tag im Louvre ein. —
Wie so? War er berauscht? Das kann wohl möglich seyn:
Man hat in Frankreich guten Wein,
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund und Kenner seyn.
Ich mag die Welt nicht Lügen strafen,
Drum sag ich weder Ja, noch Nein.

Gnug der Poet war eingeschlafen,
Und *war nicht schön*, das man wohl merken muß;

Doch gab die Königinn, den Schlaf ihm zu ver[illegible]
Ihm im Vorbeygehn einen Kuß.
Was, rief ein Prinz, den blassen Mund zu küssen?
Blaß, sprach die Königinn, blaß ist er, das ist wahr;
Doch sagt der Mann mit seinem blassen Munde
Mehr schönes oft in einer Stunde,
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.

Die Mißgeburt.

Frau Orgon! rief die Frau Gevatterinn,
Ach wüßten Sie, wo ich gewesen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein Sie müssen nicht erschrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerinn.
Lucinde, daß ichs kurz erzähle,
Lucinde, die so stolze Seele,
Die uns durch ihren Staat so oft beschämt gemacht,
Erschrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind, (verzeih mirs Gott!) mit langen Hasenohren,
Ein recht abscheulich Kind gebohren.
Die stolze Frau! ich richte nicht;
Allein ich weis, daß nichts umsonst geschicht.
Lucinde wünscht, daß es verschwiegen bliebe!
Ich wünsch es selbst aus Menschenliebe;
Allein die Stadt erfährts, gedenken Sie an mich:
Indeß behalten Sie die Heimlichkeit für sich.

Frau Orgon eilt von ihr erschrocken zu Dorinden,
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden,

Und schmäht mit ihr die Weiber, die gern schmähn.
Wie? sollte sie Dorinden nichts erzählen?
Nein, denn sie fängt schon an sich bestens zu empfehlen.
Warum muß der Besuch so bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil beide sich von nichts zu reden schämen.
Deswegen? Nein, das glaub ich nicht.
Wie sollten dieß sich Weiber übel nehmen?
Da mancher große Mann, gelehrt von Angesicht,
Oft Tage lang von nichts mit großen Männern spricht.

So ist Frau Orgon schon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht sie fort.
Doch seht, sie kehrt sich um: Frau Schwester, noch ein Wort,
Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
Ob Sie —? Lucinde — Wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott vergieb mir meine Sünde!
Nichts von der Mißgeburt der kostbaren Lucinde,
Mit welcher sie die Welt beschwert?
Hier sieht man recht die göttlichen Gerichte!
Ein Kind mit härichtem Gesichte,
Das einem Hasen gleicht, und einem Pferdefuß,
Bedenken Sie, wie das erschrecklich lassen muß!
Allein Lucinde wills verhelen;
Drum sagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es ist ein Sohn.

Dorinde sagts ihr zu. Und doch soll mirs nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, so bald sie kann, erzählen,
Weil jene sie, zu schweigen, bat.
Sie thut es so getreu, als es Frau Orgon that.
Erst hat das Kind nur Hasenohren,
Frau Orgon schenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;

Allein Dorinden ists noch viel zu schön gebohren.
Und weil sie was verbessern muß,
Thut sie dem Kinde den Gefallen,
Und macht ihm noch an beide Hände Krallen.

Eh noch der Nachmittag verstrich,
Ließ das Geheimniß sich auf allen Gassen hören.
Die alten Mütter kreuzten sich,
Und suchten schon recht mütterlich
Durch dieses Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Mensch, der nicht mit einem Ach!
Von diesem Wechselbalge sprach.
Die Knaben stritten selbst mit blutigem Gesichte
Schon für die Wahrheit der Geschichte.

So bald als dieß der Magistrat erfuhr,
Schickt er den Physicus nach dieser Creatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anstatt den Wechselbalg zu finden,
Fand er ein wohlgestaltes Kind,
An dem die Ohren größer waren,
Als sie bey andern Kindern sind.
Das war die Mißgeburt, der man so mit gefahren!

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünscht seyst du, gemeine Sage!
Die schnell mit dem, was sie zu wissen kriegt,
Geheimnißvoll in alle Häuser fliegt,
Und, wenn sies dreymal sagt, vom neuen dreymal lügt.

Ein giftig Weib, was kann die nicht erzählen,
Zumal, wenn es der armen Freundinn gilt?
Ein giftig Weib — Doch nein, ich mag nicht schmählen;
Mich schreckt die Redekunst, mit der sie andre schilt.

Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pfütze,
Und sah am Rande Gänse gehn,
Und konnt aus angebohrnem Witze
Der Spötterey unmöglich widerstehn.
Sie hob den Hals empor, und lachte dreymal laut,
Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
Der einen Einfall hat, und mit Geschrey und Lachen
So glücklich ist, ihm Luft zu machen.

Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn.
Was, sprach sie, hast du uns zu sagen?
„Ach nichts! Ich hab euch zugesehn,
„Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
„Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt ich euch nur fragen."
Das, sprach die Gans, will ich dir gerne sagen;
Allein du mußt mit mir spatziren gehn.

Ihr Kleinen, die ihr stets so gern auf Größre schmähet,
An ihnen tausend Fehler sehet,
Die ihr *an euch* doch nie entdeckt;

Glaubt, daß an euch der Sumpf, in dem ihr euch so blähet,
Dieselben Fehler auch versteckt.
Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben:
So laßt euch nichts daraus vertreiben!

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um andre klug zu machen,
Das Amt des Albernen gewählt;
(Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?)
Till Eulenspiegel zog einmal
Mit andern über Berg und Thal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,
Gieng Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
Warum, fieng einer an, gehst du bergan so froh?
Bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till, nun so.
Wenn ich den Berg hinunter gehe:
So denk ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
Allein, wenn ich berganwärts gehe:
So denk ich an das Thal, das folgt, und faß ein Herz.

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern so klug, wie Eulenspiegel, seyn,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Cleant.

Cleant, ein lieber Advocat,
Der, wie es ihm nach seinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte,
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch seinen Witz los processirte,
Half, weil man ihn um seinen Beystand bat,
Die Unschuld zweener Diebe retten,
Und brachte sie, weil er geschickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur,
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da sieht mans nun,
Wie man der Welt kann Unrecht thun!
Denn wär er nicht so treu die Sache durchgegangen:
So hätte man das arme Paar,
Das seiner That fast überwiesen war,
In aller Unschuld aufgehangen.

Itzt waren sie nun beide frey,
Und dankten ihrem Advocaten
Auf ihren Knien für seine Treu,
Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
Noch einen Beutel mit Ducaten;
Und schwuren ihm bey ihrer Ehrlichkeit,
Wenn beßre Zeiten kommen sollten,
Daß sie für diesen Dienst, durch den er sie befreyt,
Ihn reichlicher belohnen wollten.

Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie sahn nun, daß sie nicht nach Hause kommen könnten;
Drum gab der Advocat den redlichen Clienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
Weil sie so gut bezahle hatten.
Dieß kam den Herren gut zu Statten;
Denn sie bedienten sich der Nacht,
Und knöbelten den lieben Wirth im Bette,
Und stahlen das, was sie gebracht,
Und suchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte.
Drauf giengen sie zu ihm vors Bette,
Und nahmen höflich gute Nacht.

Der Wuchrer.

[S. das kurzweilige Lusthaus, 7. S.]

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beschwur es oft, allein durch Gottes Segen.
Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hospital für arme Fromme baun.

Indem er nun den Bau zu Stande brachte,
Und vor dem Hause stund, und heimlich überdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte:
Gieng ein verschmitzter Freund vorbey.

Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieser Freund das Haus bewundern sollte,
Fragt ihn mit freudigem Geschrey,
Obs groß genug für Arme sey?
Warum nicht? sprach der Freund, hier können viel Personen
Recht sehr bequem beysammen seyn;
Doch sollen alle die hier wohnen,
Die ihr habt arm gemacht: so'ist es viel zu klein.

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten;
Der Tod der Mücke heischt mein Lied.
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene starb, und die verschied.

Sie setzte sich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein;
Entschloß sich, that drey gute Züge,
Und sank vor Lust ins Glas hinein.

Die Mücke sah die Freundinn liegen:
Dieß Grabmal, sprach sie, will ich scheun,
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.

Allein verblendet von dem Scheine,
Gieng sie der Lust zu eifrig nach;
Verbrannte sich die kleinen Beine,
Und starb nach einem kurzen Ach!

Ihr, die ihr, euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen selbst verdarbt!
Ruht wohl, und laßt zu euren Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.

Amynt.

Amynt, der sich in großer Noth befand,
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch diesesmal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen,
Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
Der Reiche gieng des Armen Bitten ein.
Denn gleich aufs erste Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erst Thränen zu vergießen;
Er ließ ihn lange trostlos stehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweymal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor, und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf,
Und fuhr ihn, (denn dafür war er ein reicher Mann,)
Bey jeder Post gebietrisch schnaubend an.
Dann fieng er an sich zu entschließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs Procent zehn Thaler vorzuschießen,
Und dieß Procent zog er gleich ab.

Indem daß noch der Reiche zählte:
So trat sein Handwerksmann herein,
Und bat, weils ihm an Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig seyn
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
Ihr kriegt itzt nichts! fuhr ihn der Schuldherr an.
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholten malen,
Ihm die Paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
„Ein Schelm? dieß wäre mir nicht lieb.
„Ich werde gehn und Sie verklagen;
„Amynt dort hats gehört — Und eilends gieng der Mann.

Amynt! fieng drauf der Wuchrer an,
Wenn sie euch vor Gerichte fragen:
So könnt ihr ja mir zu Gefallen sagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar seyn,
Und euch, statt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Dieß würde mir ein ewger Vorwurf seyn.
Kurz, wollet ihr mich nicht, als Zeuge, kränken:
So will ich euch die zwanzig Thaler schenken;
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.

Herr, sprach Amynt, ich habe, seit zween Tagen,
Für meine Kinder nicht satt Brodt.
Sie werden über Hunger klagen,
So bald sie mich nur wieder sehn:
Es wird mir an die Seele gehn.

Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu seyn.

Herodes und Herodias.

Freund, wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle,
Wer ein Gesetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
O! sprichst du, welche Sittenlehre
Giebt euch der Geist der Schwermuth ein!
Gesetzt, daß ich der Wollust dienstbar wäre,
Werd ich deswegen wohl der Mordsucht eigen seyn?
Ich glaub es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn;
Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Die Hurerey sey kein Verbrechen,
Wird, wenns dein Vortheil nur begehrt,
Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen.
Auf einmal wird man nie der größte Bösewicht;
Allein den Grund dazu kann man auf einmal legen.
Verletze nur mit Vorsatz eine Pflicht:
So hast du schon das schreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchst du den Gesetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,

Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
Doch darfst du ein Gebot verletzen:
So schwächst du ja den Grund, auf dem sie alle stehn.
Was kann sich dir denn widersetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?

O! merk es doch, noch unschuldsvolle Jugend!
Ich bitte dich, o merk es dir!
Es giebt nicht mehr, als eine Tugend,
Und als ein Laster neben ihr.
Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heilgen Pflichten
Dich in und außer dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenschaft:
Dein Herz ist doch nicht tugendhaft.
So oft dus wagst, nur eins von den Gesetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorsatz zu verletzen:
So schwächst du aller Tugend Kraft,
Und bist bey hundert guten Thaten,
Die Hoffnung, oder Furcht, Ruhm und Natur dir rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig lasterhaft.

O Jugend! faß doch diese Lehren,
Itzt ist dein Herz geschickt dazu.
Dem kleinsten Laster vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey niemand eifriger, als du!
Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erst des Lebens Anmuth schön.
Sie wird bey widrigem Geschicke
Dich über dein Geschick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,

Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehn,
Und in die Welt der selgen Herrlichkeiten
Den Geist, weil sie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geistern seyn,
Die sich schon auf dein Glück und deinen Umgang freun.
O Mensch! ist dir dieß Glück zu klein,
Um strenge gegen dich zu seyn?

Nunmehr mag uns ein wahres Beyspiel lehren,
Wie alle Laster sich von einem Laster nähren.

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu, mit dem sie sich vermählt.
Und hieng, an seines Bruders Seite,
Der Neigung nach, die auch ein Heide scheute;
Und die der Hof, der gern mit Worten spielt,
Für Zärtlichkeit, und nicht für Unzucht hielt.

Doch laßt die Schmeichler knechtisch sprechen.
Johannes kömmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laster strahlt. Er sieht es, und spricht kühn:
Du hast des Bruders Weib, dieß, Fürst, ist ein Verbrechen!
So redt ein Mann, aus dem der Geist der Tugend spricht.
Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig.
Er fürchtet Gott mehr, als den König,
Und hält den Muth für seine größte Pflicht,
Wenn er zu dessen Ehre spricht,
Von dem mit uns die Könige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.

So dreist sprach Zachariä Sohn;
Allein der Kerker ward sein Lohn.
Ein Widerruf könnt ihn daraus erretten;
Doch nein! ein Tugendfreund liegt lieber frey an Ketten,
Als sklavisch um der Fürsten Thron.
So frey indeß Johannes auch gesprochen:
So blieb er doch dem Fürsten werth.
Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt;
Ein heimliches Gefühl heißt ihn dieß Herz noch lieben,
Und sich, daß ers nicht hat, noch hassen kann, betrüben.

Und also scheint der Fürst noch tugendhaft zu seyn,
So sehr ihn auch sein Laster eingenommen.
Wenn er unzüchtig ist, ist er drum grausam? Nein!
Doch laßt nur einen Umstand kommen:
So wird ers doch aus Wollust seyn.
Kein Laster herrscht jemals allein,
Und du begiengst vielleicht, wie er, das größte,
Wärst du zum größten nicht zu klein.

Der Fürstinn Tochter tanzt an einem Freudenfeste,
Der Hof bewundert sie. Herodes wird entzückt,
Und fühlt, indem er sie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut itzt deinem Glücke,
„Und bitte, was du willst! für meine Lieb und dich
„Ist nichts zu groß, und nichts zu königlich.“

Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias, und fragt: was soll ich bitten?
„Bitt um des Täufers trotzig Haupt.“
O Gott! wer hätte das geglaubt?

Ist für ein weiches Herz, und für verbuhlte Blicke,
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
Ein Weib, das sonst die kleinsten Schmerzen scheut,
Findt, da die Wollust ihr gebeut,
Selbst Wollust in der Grausamkeit,
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?

Herodes hört den Wunsch, erschrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürstenstolz weist ihn auf sein Versprechen.
Hats nicht der Hof gehört? Bist du nicht Herr und Fürst?
Wird sich Herodias nicht gleich durch Kaltsinn rächen,
Wofern du nicht den Wunsch erfüllen wirst?
Gebeut, sprach seine Brunst; und eilig willigt er
In dieses grausame Vergnügen.
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüssel her.

Hier siehst du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
In einem Laster alle siegen!

Der Freygeist.

Ihr, die ihr nach der Tugend strebet;
Ihr, die ihr dem gehorsam seyd,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freygeist lacht euch aus, daß ihr so sklavisch lebet.
Was sucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Ists möglich, sich so zu betrügen?

Um euch vergnügt zu sehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr sucht die Ruh, und findt sie in der Last,
Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt.
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle fast.
Die Freyheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frey zu seyn, sich erst an Ketten binden.

Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finstern Köpfen macht:
Folgt der Natur, genießt, was sie euch schenket;
Sucht nichts, als was ihr wünscht; flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frey, und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Thoren Acht.
Der Pöbel ist der größte Hauf auf Erden:
Von diesem reißt euch los. Er weis nicht, was er glaubt,
Hält seinen Trieb für unerlaubt,
Und sieht nicht, daß er sich sein Glück aus Milzsucht raubt
Sonst würd er nicht so abergläubisch werden.

Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was viele glauben, glaubet nicht!
Sie glauben es aus Trägheit, nicht zu prüfen;
Doch ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
Was ist die Schrift? Was lehret sie?
Ein traurig Leben, reich an Müh,
Und Räzel, die wir aufzuschliessen
Erst der Vernunft entsagen müssen.
Was ist das mächtige Gewissen?
Ein Ding, das die Erziehung schafft,
Ein heilig Erbtheil aller Blöden;
Doch die, die wissen, was sie reden,
Empfinden nichts von seiner Kraft.

Folgt der Natur. Sie ruft; was kann sie anders wol
Als daß wir ihr gehorchen sollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht,
Und schuf den Himmel und die Hölle.
Setzt die Vernunft an ihre Stelle:
Was seht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein! ein weibisches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindisches Geschwätze.
Was jeden ruhig macht, ist jedes sein Gesetze:
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.

Dieß war der Witz, mit dem in seinem Leben
Ein Freygeist sein System erwies;
Die Tugend von dem Throne stieß,
Um nur sein Laster drauf zu heben.
Sein böses Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze starb, war oft des Frechen Spott.

Sein Ende kam. Und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erschüttert.
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn schon zu verschlingen suchte,
Zerstörte das System tollkühner Sicherheit.
Und der, der sonst mit seinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerstehn gewagt,
Fieng an, der Magd geduldig zuzuhören,
Und ließ von seiner frommen Magd,
Zu der er tausendmal, du Christlich Thier, gesagt,
Sich widerlegen und bekehren.

So stark sind eines Freygeists Lehren!

Das Vermächtniß.

Oront, der in der Welt das große Glück erlebt,
Das Fürsten oft den Hirten lassen müssen,
Das Glück, von einem Freund sich treu geliebt zu wissen,
Oront, der sich dieß Glück, so arm er war, erstrebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt sah aus verschiednen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,
Eröffnete dem Kranken die Gefahr,
Und hieß ihn bald sein Haus bestellen.

Oront, der sich nunmehr dem Irdischen entziehn,
Und frey im Geist den Tod erwarten wollte,
Bat, daß man seinen Freund ihm eiligst rufen sollte.
Sein Freund, sein Pylades, erschien.
Ach! sprach Oront, nach zärtlichem Umfassen,
Ich sterb, und was mir Gott verliehn,
Will ich, mein Freund! dir hinterlassen:
Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
Und meine Frau, sie zu ernähren:
Denn du verdienst, daß sie dir angehören.

Die Gutthat.

Wie rühmlich ists, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten seyn,
Und lieber minder sich ergetzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!

Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
Nun, sprach sie, hab ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu.

Sie sprachs. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth.
Sie weinte, gieng und gab dem Armen
Ein grosses Stück verschimmelt Brodt.

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht, inständig an,
Daß er sein Glück ihm machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathstuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittschrift dar.
Der Gönner las sie durch, und las sie mit Vergnügen.
Es kränkt mich, fieng er an, und nahm ihn bey der H
Daß ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb und ehre den Verstand:
Sie sollen dieses Amt vor allen andern kriegen.

Er sprach darauf mit ihm, und was der Jüngling sprach,
Verrieth den besten Geist, geschaffen zum Studiren,
Zum größten Amte nicht zu schwach,
Und werth, die andern zu regieren.

Ach! sprach der Gönner ganz erfreut,
Nun kenn ich Sie; das Amt ist Ihre;
Und in der größten Freundlichkeit
Gieng er mit ihm bis vor die Thüre.
Hier bot der Jüngling ihm ein großes Goldstück an,
Um sichrer noch zu gehn. Nein, sprach der wackre Mann,
Nunmehr soll dieses Amt nicht Ihre;
Denn wer Geschenke giebt, nimmt sie auch wieder an;
Ihr Herz ist schlecht. Hier griff er nach der Thüre.

Die schlauen Mädchen.

[S. Burcard Waldis, im ersten Buche seines Esops, Bl. 51.]

Zwey Mädchen brachten ihre Tage
Bey einer alten Base zu.
Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh.
Kaum krähte noch der Hahn bey frühem Tage,
So rief sie schon: Steht auf, ihr Mädchen! es ist spät;
Der Hahn hat schon zweymal gekräht.

Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hätten,
(Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen giebt,

Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt,)
Die wanden sich in ihren weichen Betten,
Und schwuren dem verdammten Hahn
Den Tod, und thaten ihm, da sie die Zeit ersahn,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an.

Ich habs gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geschöpf so leicht entfliehn.
Und ihren Zorn sich zuzuziehn,
Ist leider! eine leichte Sache.

Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt.
Die Mädchen thaten fremd, und schalten
Auf den, der diesen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.

Allein was halfs den schlauen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr.
Die Base, die sie sonst nicht eh im Schlafe störte,
Als bis sie ihren Haushahn hörte,
Wußt in der Nacht itzt nicht, um welche Zeit es wär
Allein weil es ihr Alter mit sich brachte,
Daß sie um Mitternacht erwachte:
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die, später aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

Wärst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszustehn:
So würdest du dich nicht so oft genöthigt sehn,
Die größern Uebel zu ertragen.

Epictet.

Verlangst du ein zufriednes Herz:
So lern die Kunst, dich stoisch zu besiegen,
Und glaube fest, daß deine Sinne trügen.
Der Schmerz ist in der That kein Schmerz,
Und das Vergnügen kein Vergnügen.
So bald du dieses glaubst: so nimmt kein Glück dich ein,
Und du wirst in der größten Pein
Noch allemal zufrieden seyn.
Das, sprichst du, kann ich schwer verstehen.
Ist auch die stolze Weisheit wahr?
Du sollst es gleich bewiesen sehen;
Denn Epictet stellt dir ein Beyspiel dar.

Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einst sein Herr mit einem starken Stabe
Zweymal sehr heftig auf das Bein.
Herr, sprach der Philosoph, ich bitt ihn, laß ers seyn,
Denn sonst zerschlägt er mir das Bein.
Gut, weil ich dirs noch nicht zerschlagen habe:
So soll es, rief der Herr, denn gleich zerschlagen seyn.
Und drauf zerschlug er ihm das Bein.

Doch Epictet, anstatt sich zu beklagen,
Fieng ruhig an: Da sieht ers nun!
Hab ichs ihm nicht gesagt, er würde mirs zerschlagen?

Dieß, Mensch, kann Zenos Weisheit thun!
Besiege die Natur durch diese starken Gründe.
Und willst du stets zufrieden seyn:
So bilde dir erhaben ein,
Lust sey nicht Lust, und Pein nicht Pein.
Allein, sprichst du, wenn ich das Gegentheil empfinde,
Wie kann ich dieser Meynung seyn?
Das weis ich selber nicht; indessen klingts doch fein,
Trotz der Natur sich stets gelassen seyn.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienst besaß,
Als daß er vornehm trank und aß,
Und sein Geschlecht zu rühmen nie vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt er wirklich große Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da stünde, wo sein Christoph steht,
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält desto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreister sich sein Herz, trotz seinem Stolz, erkühnt,
Und ihm oft sagt, daß er sie nicht verdient.

In eben dieser Stadt, in der der Grosse wohnte,
War ein Poet, der die Verdienste pries,
Die Tugend durch sein Lied belohnte,
Und durch sein Lied unsterblich werden hieß;
Den bat Elpin, ihn zu besingen.
Sie können, sprach der große Mann,
Durch meinen Namen sich zugleich in Ansehn bringen.

Mein Herr, rief der Poet, es geht unmöglich an.
Ich hab aus Eigensinn einst ein Gelübd gethan,
Nur das Verdienst und nie den Namen zu besingen.

Das Hospital.

Elmire war zur Wittwe worden,
Und nahm sich vor, nicht mehr zu freyn.
Allein sie war noch jung; was macht man ganz allein?
Ich dächte doch, sie könnte wieder freyn.
Der Wittwenstand ist ein betrübter Orden!
Elmire sahs und schritt zur zweyten Wahl.
Allein sie war das erstemal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider sind die Zeiten so betrübt,
Daß es viel böse Männer giebt.
Elmire that daher ein feyerlich Gelübd,
Indem sie sich zur zweyten Ehe schickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hospital für fromme Männer baun;
Denn sie war reich. Und kurz, sie ließ sich wieder traun.

O welche Lust erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebster Mann!
Fromm, wie ein Kind, gefällig, wie die Freude,
Und der auf nichts, als ihr Vergnügen sann.
Wie hätte sie sich ihn denn besser wünschen mögen?

Sie ließ geschwind den Grund zum Hospitale legen.
Vier Wochen strichen hin. Nun war der Grund gelegt,
Und bald wird man das erste Stockwerk sehen;
Doch nein, Elmire kömmt, und heißt, vom Zorn bewegt,
Die Mäurer aus einander gehen.
Wie? sollt es nicht mehr gut in ihrer Ehe stehen?
Das kann nicht möglich seyn, sie sind ja kaum getraut!
Nun kurz und gut, es ward nicht fortgebaut.
Und ungefähr nach einem halben Jahre
Lag dieser Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!

Die Frau schwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu freyn;
Und doch war sie nach zwey und funfzig Wochen
(Der Bau muß ja vollendet seyn!)
Bereits das drittemal versprochen.

O das war erst ein würdiger Gemahl!
Verständig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigensinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo jener wild befahl;
Die Blicke seiner Frau erfüllt er als Befehle.
Kurz, beide waren recht ein Herz und eine Seele.

Die gute Frau! ich gönn ihr diesen Mann.
Allein sie wollte doch nicht trauen;
Sie fieng nicht gleich, wie ehmals, an zu bauen.
Ich lobe sie darum, und hätt es selbst gethan:
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man so leicht zweymal sich irren kann.

Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch so liebenswerth,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein seufzend Ja! sein zärtlich Herz erklärt.
Der Bau wird fortgesetzt. Ich seh Elmiren kommen;
Wie freundlich sieht sie dießmal aus!
„Ach Meister, fördert doch das Haus!
„Warum habt ihrs denn angenommen?
„Ich geb euch ja das Geld voraus:
„Laßt doch noch mehr Gesellen kommen."

Ey das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun:
Das muß ein rechter Ehmann seyn!

Die Mäurer fördern sich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erste Stockwerk stehn:
Und nun läßt sich Elmire wieder sehn.
Man siehts ihr an, sie hat etwas zu sagen;
Vielleicht sah sie die Mäurer müssig stehn?
Denn leider! pflegts so her zu gehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas versehn?
Das sollte mich doch selbst verdriessen.
Itzt öffnet sie den Mund; nun wird sichs zeigen müssen.
Ach, fängt sie heftig an zu schreyn,
Hört auf, und reißt den Plunder ein!

Ich lasse keinen Stein mehr tragen.
Wofür verbaut ich denn mein Geld?
Für Männer, die die Weiber plagen?
Denn andre giebts nicht auf der Welt.

Die böse Frau! Man sollte sie verklagen.

Der betrübte Wittwer.

[Dictionaire de Bayle, v. Asclepiade, n. A.]

In Poitou, (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt,)
In Poitou ließ einst ein Mann sein Weib begraben;
Allein man merk es wohl, man ist in Poitou;
Da geht es, wenn sie Leichen haben,
So prächtig, wie bey uns, nicht zu.
Man kleidet sie geschwind mit leinen Sterberöcken,
Und trägt den Sarg, ohn ihn erst zuzudecken,
An den für ihn bestimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg itzt fort.
Doch was geschieht, indem sie ihn so tragen?
Der Leichenweg gieng dicht an einer Hecke hin;
Hier ritzt ein Dorn die todte Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt sie an, die Augen aufzuschlagen,
Und ruft: Wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, deucht mich, hör ich viele fragen,

Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,
Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl gewesen seyn?

Das letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als sieben Jahren
Büßt sie das zweytemal ihr junges Leben ein.
Der Mann gab ihr vom neuen das Geleite,
Und gieng gesetzt an seiner Gattinn Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein so bald er nur die Hecke wieder sah:
So wies er erst, wie viel sein Herz empfände:
Er rung mit Thränen beide Hände.
Ach! rief er aus, da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah!

Der Tartarfürst.

Ein Tartarfürst, von dem man in Geschichten preist,
Daß er, als Prinz, Europa durchgereist,
Befahl, weil er sein Volk galanter machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind selbst stillen sollte.
Die wilden Damen lachten nur;
Sie nährten nach, wie vor, ihr Kind mit ihren Brüsten,
Und glaubten, daß sie der Natur

Und ihren Müttern folgen müßten.
Der Chan fieng an, sich zu entrüsten,
Gab ein sehr scharf Mandat, und schwur,
Daß jede Frau vom Stande sterben sollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil sie sich gezwungen sahn:
So nahmen sie denn Ammen an.
Allein sie konnten sich des Triebs nicht lang erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Brust zu nähren.
Die meisten fiengen an, dem Chan den Tod zu schwören.

Einst als der Tartarfürst sich ganz allein befand,
Kam, mit dem Degen in der Hand,
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt,
Und sprach, von edlem Grimm entbrannt:
Hör auf, mein Kind mir abzubringen,
Sonst bin ich hier, dich umzubringen.
Ich säug es selbst, und säug es mir zur Lust,
Deswegen hab ich diese Brust.
In dieser Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürst, kein Thier beschämen.

Der gute Tartarfürst erschrack,
Und unterließ, um nicht sein Leben zu verlieren,
Den europäischen Geschmack
In seinen Horden einzuführen.

Der junge Prinz.

[Elite de bons mots, T. II. p. 65.]

Ein junger Prinz, der sich des Oheims Gunst empfohlen,
Bekam von ihm zweyhundert Stück Pistolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.

Er ließ nach einger Zeit sich wieder vor ihm sehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm redte:
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
Hier, sprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab ich meine ganze Casse;
An den zweyhunderten fehlt nicht ein einzig Stück.

Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Gasse.
Lernt, Prinz, fieng drauf der Oheim an,
Die Kunst, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er vielen dienen kann.

Das neue Ehepaar.

[The Tatler, Vol. II. n. 82.]

Nach so viel bittern Hindernissen,
Nach so viel ängstlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müssen,

Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück gen[illegible],
Das, wenns ein Lohn der Tugend ist,
Sie durch Beständigkeit zehnfach verdienet hatten.

Sie, die sich, hart bedroht, als Liebende, geküßt,
Die küßten sich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem sie neidscher Freunde List
Und strenger Aeltern Zorn liebreich besänftigt hatten.
Wer war, nach langer Jahre Müh,
Nun glücklicher als Er, und Sie?
Denn, was man liebt, geliebt besitzen können,
In einem treuen Arm sich seines Lebens freun;
Ist, Menschen! dieß kein Glück zu nennen:
So muß gar keins auf Erden seyn.
Hier wett ich wohl, daß mancher heimlich spricht:
Der gute Mensch versteht es nicht;
Denn wär die Lieb ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erlesnes Weib in meinen Armen liegt?
Ich sie nicht reich und schön? doch bin ich nicht vergnügt.
Ich glaub es, lieber Freund! allein sich so vermählen,
Wie viele thun, das heißt nicht lieben, nein!
Das heißt, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hause seyn.

Ein unverhofftes Glück begegnet unsern Beiden.
Wie weinen sie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann soll itzt auf kurze Zeit
Von seiner theuren Gattinn scheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingesetzet hat.

Von heißen Lippen losgerissen,
Und doch entbrannt, sich länger noch zu küssen,

Sprach eines, was das andre sprach,
Dem andern immer stammelnd nach;
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach!

Er stieg nunmehr ins Schiff, (wie oft sah er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer stehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange schmachtend nachzusehn.
O Himmel! hör ich sie noch an dem Ufer flehn,
Bring meinen Mann gesund zurücke.

Das Schiff bringt ihn an seinen Ort.
Er schreibt mit jeder Post: Bald, Doris, werd ich kommen.
Kaum hat er auch sein Gut noch in Besitz genommen:
So eilt er schon zu Schiffe wieder fort,
Und schreibt, damit sie nichts von seiner Ankunft wüßte,
Daß, wider sein gegebnes Wort,
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh er sie wiedersäh und küßte.

Die junge Frau, die, wenn die Sonn entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hause schlich,
Und gern am Ufer sich verweilte,
Gieng itzund an der Freundinn Hand,
Mit der sie stets ihr Herze theilte,
An den ihr angenehmen Strand.

Sie redten. Und wovon? Erräthst du dieß noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend wartet, spricht:
So bist du auch nicht werth den Innhalt zu erfahren.
Nein, nein, verschweig es, mein Gedicht,
Wie *zärtlich* Doris Wünsche waren!

Das Herz wird dem, der liebt, sie selber offenbaren,
Und für die andern schreib ich nicht.

Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach!
Von ihres Gatten Ankunft redte,
Und von dem Gastgebote sprach,
Das sie sich ausgesonnen hätte;
Indem sie noch von ihrer Erbschaft redte,
Und, wenn sie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe störte,
Und den, der sie im Testament bedacht,
Mit dankerfüllten Thränen ehrte;
Indem sie zum voraus die Armen speisen ließ,
Und mütterlich den Waisen sich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte,
Und den Gefangnen Hülfe schickte;
Indem sie dieß im Geist von ihrer Erbschaft that,
Und, in ihr Glück vertieft, ans Ufer näher trat:
Fieng ihre Freundinn an: Was schwimmt dort auf dem Meere?
Ein Kästchen? Wie? Wenns voll Juwelen wäre?
Ach Doris! wäre das nicht schön?
Allein ich sag es dir, ich habs zuerst gesehn,
Und kömmt es an den Strand geschwommen:
So ist das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirst ja bald nieder kommen,
Und das versteht sich schon, ich muß Gevatter seyn,
Dann bind ich dir drey Schnuren Perlen ein.

Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
Es nähert sich, fieng jene wieder an;
Doch wie erschracken sie, als sie zu ihrem Schmerze
Fern einen Leichnam schwimmen sahn!

Wer weis, sprach Doris, welcher schon
Die Thränen in den Augen stunden,
Wer weis, ist der, der hier sein Grab gefunden,
Nicht grauer Aeltern einzger Sohn?
Wer weis, mit welcher trunknen Freude
Itzt die verlebten alten Beide,
Ihn zu empfangen, fertig stehn,
Und sich im Geist erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die sie für ihn erwählt, und treulich für ihn hüten?
Gott geb es nicht, daß sie den Anblick sehn!
Wer weis, ward nicht durch seinen Tod
Der treusten Frau ein lieber Mann entrissen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Noth
In Armuth wird beweinen müssen?
Wer weis, wie vielmal er bethränt,
Eh er noch starb, das arme Weib erwähnt?
Doch, Freundinn, komm von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf.
Dieß sagte sie und gieng, als eben eine Welle
Den Todten an das Ufer warf.
Die Freundinn sah ihn an, und schrie mit Ungestüm:
Mein Vetter! und fiel neben ihm.

Auf dieß Geschrey kam Doris wieder,
Der lieben Freundinn beyzustehn.
Ach, Doris, ach! was wirst du sehn?
Sie sieht, und fällt auf ihren Gatten nieder,
Und stirbt an seiner starren Brust.
Indeß erwacht die Freundinn wieder,
Und zeigt der Nachbarschaft den doppelten Verlust.
Hier bebte der, den man nie zittern sehn,
Und dem, der nie geweint, floß Wehmuth vom Gesichte.

Und niemand fragte, was geschehn.
Der Anblick selbst erzählte die Geschichte.

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigste Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit,
Und schmeckt das Glück, um andre sich zu quälen.
Laßt uns die Unschuld oft im größten Unglück sehn,
Und leidet mit bey fremden Schmerzen;
Dieß Mitleid heiligt unsre Herzen,
Und heißt die Menschenlieb in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück selber schön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er da sich niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sey dir dein Glück bescheert!
Er nahm die Reise vor, und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fieng unser Jüngling an,
Daß ich die Stadt schon sehen kann;
Allein der Berg ist steil. O! wär er schon erstiegen!

Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling ins Gesichte.

O! dacht er, weil ich doch sehr lange steigen muß:
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen.
Er aß, und fand die Frucht vortrefflich vom Geschmack,
Und füllte seinen Reisesack.

Er stieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
O Freund! rief einer von den Höhen,
Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen.
Der Berg ist steil, und mühsam jeder Schritt,
Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obst, das du zu dir genommen,
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
Steig leer, und steig beherzt, und gieb dir alle Müh;
Denn unser Glück verdienet sie.

Er stieg und sah empor, wie weit er steigen müßte.
Ach Himmel! ach! es war noch weit.
Er ruht und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh versüßte.
Er sah bald in das Thal, und bald den Berg hinan:
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er sinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
Steig, sagt ihm sein Verstand, bemüh dich um dein Glück!
Nein, sprach sein Herz, kehr in das Thal zurück;
Du steigst sonst über dein Vermögen.
Ruh etwas aus, und iß dich satt,
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!
Dieß that er auch. Er pflegte sich im Thale,
Entschloß sich oft zu gehn, und schien sich stets zu matt.

Das erste Hinderniß galt auch die andernmale;
Kurz, er vergaß sein Glück, und kam nie in die Stadt.

Dem Jüngling gleichen viele Christen.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und sehn darauf nach ihren Lüsten,
Und nehmen ihre Lüste mit.
Beschwert mit diesen Hindernissen,
Weicht bald ihr träger Geist zurück;
Und auf ein sinnlich Glück beflissen,
Vergessen sie die Müh um ein unendlich Glück.

Erast.

[Man erzählet eine eben so großmüthige Handlung von dem Herrn Saurin. S. Lettres sérieuses et badines, p. 616.]

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben,
Als einen Vetter hinterließ,
Der reicher war, als er, und keinem Guts erwies,
Dorant beschloß bey seinem Sterben,
An seines Vetters Statt Erasten zu erfreun,
Und setzte diesen Freund, ders würdig war, zum Erben
Von zwanzig tausend Thalern ein.

Der Vetter, der die Stadt recht giftig überredte,
Als ob Erast, der so rechtschaffne Mann,
Das Testament erschlichen hätte,
Fieng einen Streit um dieß Vermögen an,

lnd lief, von Neid und Geiz gedrungen,
Mit schrecklichen Beschuldigungen,
lnd mit Geschenken vor Gericht;
llein so oft auch die das Recht erzwungen:
So siegten sie doch dießmal nicht.

Crast gewann. Doch dich, spricht er, zu überführen,
Ob ich das Testament mit List an mich gebracht:
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Hälfte schenk ich dir, um dich zu widerlegen.
Zwey tausend Thaler sollen mein:
lnd das noch übrige Vermögen
Soll ein Geschenk für arme Waisen seyn;
Verdien ich noch den schrecklichen Verdacht,
Daß ich das Testament mit List an mich gebracht?

Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Muth recht aus den Augen sahn,
ꞏng, stolz auf sich und seinen Mann,
d stieß, (wie leicht ist nicht ein falscher Schritt gethan!)
r großem Feuer einmal an.
ı träger Esel sahs und lachte:
r, sprach er, würd es mir verzeihn,
nn ich dergleichen Fehler machte?
) geh den ganzen Tag, und stoß an keinen Stein.
hweig, rief das Pferd, du bist zu meinem Unbedachte,
meinen Fehlern viel zu klein.

Cotill.

Cotill, der, wie es vielen geht,
Nicht wußte, was er machen sollte,
Und doch nicht müssig bleiben wollte;
Denn müssig gehn, wenn mans nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man denken sollte:
Cotill gieng also vor die Stadt,
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er gieng, und schlug im Gehen oft ein Rad.
O! schrie man, seht den jungen Laffen,
Der den Verstand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füßen.
Ihr Kinder zischt den Narren aus!
Allein Cotill ließ sich dieß alles nicht verdrießen.
Kurz, es gefiel ihm so, er gieng vors Thor hinaus.
Man mochte, was man wollte, sagen,
Er fuhr doch fort, im Gehn sein Rad zu schlagen.

Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
Fieng endlich einer an zu fluchen.
Ich möcht es doch bald selbst versuchen!
Er sagt es kaum, als ers schon that.
Nun, sprach er, seh ich wohl, wie viel man Vortheil h
Es ist ganz hübsch um so ein Rad,
Denn man erspart sich viele Schritte.
Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat.
Den Tag darauf kam schon der dritte,
Und that es nach. Die Zahl vermehrte sich.
In kurzem sprach man schon gelinder;
Man fragte stark nach dem Erfinder,
Und lobt ihn endlich öffentlich.

Nimm alles vor, es sey so toll es will.
Heiß anfangs närrisch, wie Cotill:
Dein Beyfall ist drum nicht verloren.
Sey nur beherzt, und spare keinen Fleiß!
Ein Thor findt allemal noch einen größern Thoren,
Der seinen Werth zu schätzen weis.

Der beherzte Entschluß.

[S. Burcard Waldis, im vierten Buche, 288.]

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat?)
Im Trunke seinen Wirth erschlagen,
Ward itzt hinausgeführt, für seine Missethat
Den Lohn durchs Schwerdt davon zu tragen.
Er sah wohl aus, und wer ihn sah,
Bedauerte sein schmählich Ende,
Und wünschte, daß er noch beym König Gnade fände.
Besonders gieng sein schweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fühlte sie die Triebe
Des Mitleids und der Menschenliebe,
Und fühlte sie nur mehr, je mehr sie auf ihn sah.
„Ach Himmel! ists nicht ewig Schade?
„Der schöne lange Mensch! Was für ein fein Gesicht,
„Und was für Augen hat er nicht!
„Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wade!
„Die Straf ist in der That zu groß.

„Wer kann sich denn im Trunke zähmen?
„Ich bitt ihn frey; ich will ihn nehmen.“

Sie lief, und schrie, und bat ihn los,
Indem Johann schon nieder kniete.
Johann, fieng drauf der Richter an,
Es findet sich ein redliches Gemüthe,
Dieß Weibsbild hier verlanget dich zum Mann,
Und wenn du sie verlangst: so schenk ich dir das Leben.

Johann erschrack und sah die Jungfer an:
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
Ja, sprach er, euer Dienst ist groß;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen.
Ich seh euchs an; was will ich lange wählen?
Haut zu! so komm ich doch der Quaal auf einmal los.

Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studirte,
Und, wie die Aeltern ganz wohl sahn,
Was Großes schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.

Der Alte ward von Herzen froh,
Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero,

Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heilgen Lorberkränzen
Der Dichtkunst und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O! hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an:
Ich habe sie fast alle durchgelesen;
Allein — Nun gut, sprach der gelehrte Mann,
Sind sie nach seinem Sinn gewesen:
So muß er sie noch zweymal lesen;
Doch sind sie ihm nicht gut genug gewesen:
So sag ers ja den Klugen nicht;
Denn sonst errathen sie, woran es ihm gebricht,
Und heißen ihn die Zeitung lesen.

Das junge Mädchen.

[S. Zinkgräfs deutsche Apophthegmata, im 3. Th. 314. S.]

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um seine Tochter an.
Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut,
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bey ihm zu Tische bleiben sollte.

Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellt,
Erräth die Sache bald. Was? fängt sie an zu schliessen,
Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behält,
Was bringt doch der? Ich solls nicht wissen;

Allein umsonst bückt er sich nicht so tief vor mir.
Ist auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?
Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
Und wagt es bey dem Glase Wein,
Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen.

Mein Herr, fiel ihm der Vater ein,
O! denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre:
Mein Kind kann wirklich noch nicht freyn,
Sie ist zu jung; sie ist erst vierzehn Jahre.

Indem er dieß noch sprach, trat Fickchen selbst herein,
Und trug ein Essen auf. Was? fieng sie an zu schreyn,
Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
Ich sollt erst vierzehn Jahre seyn?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.
„Ließ sie der Vater denn nicht freyn?"
Das weis ich nicht; doch nein, ich wills nur sagen:
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl selbst junge Mädchen seyn;
Die zu beruhigen, will ichs aufrichtig sagen:
Der Vater schämte sich und ließ die Tochter freyn.

Die beiden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht weil gleich ihr Informator schlief,

Geriethen beid an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
Ach Bruder! sprach der kleine Bube,
Was meynst du, ist das Loch wohl tief?
Ich hätte Lust — Was? Lust hinein zu springen?
Du mußt doch ausgelassen seyn.
Versuch es nicht und spring hinein,
Du könntest dich ums Leben bringen.
Wir können uns ja sonst noch wohl erfreun,
Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden,
Und kindisch Schnee und Eis durchwaden.
Und kömmst du drauf zum Vater naß hinein:
So hast dus da erst auszubaden.
Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich ersaufen?"
Und kurz und gut, er sprang hinein,
Und ließ sichs wohl in seiner Grube seyn;
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen:
So sprang der Philosoph so gut, wie er, hinein.

Dieß ist die Kunst der strengen Moralisten.
Bekannt mit dem System, und von Grundsätzen voll,
Beweisen sie das, was man lassen soll,
So froh, als ob sie nichts von den Begierden wüßten.
Sie sind von besserm Ton, als wir.
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse.
Uns Armen ist die Thorheit süsse;
Doch ihnen ekelt nur dafür
Wir lassen sie, wenn wir sie unternehmen,
Aus gutem Herzen andern sehn,

Und denken nicht daran, daß wir uns so vergehn.
Sie aber, die gelehrt sich aller Thorheit schämen,
Begehn die That, die sie uns übel nehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.

Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Candidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe seine Probe;
Allein so gut er sie gethan:
So stund er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann,
Der hatte recht auf seinen Text studiret,
Und Gottes Wort, wie sichs gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich ausschendiret,
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.

„Herr Amtmann! wie gesagt, erstatt er nur Bericht,
„Wir mögen diesen Herrn nicht haben.“
So sagt doch nur, warum denn nicht?
„Er hörts ja wohl, er hat nicht solche Gaben,
„Wie der verstorbne Herr.“

Der Amtmann widerspricht
Der Suprintend ermahnt. Umsonst, sie hören nicht.

Man mag Amphion seyn, und Fels und Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.

Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt:
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert!

Man öffnet den Befehl. Und seht, der Landsherr wollte,
Daß man dem Candidat das Priesterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweisen sollte.

Der Suprintend fieng an die Bauern zu erbaun,
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.
Herr Doctor! fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
Wozu soll diese Sanftmuth dienen?
Ihr, Richter, Schöppen und so fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochsen, die ihr alle seyd!
Euch Flegeln geb ich den Bescheid,
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagts, wollt ihr, oder nicht? denn itzt sind wir noch da.

Die Bauern lächelten. Ach ja, Herr Amtmann, ja!

Der Freyer.

Ein Freyer bat einst einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.
Ich will dir zwey, versetzte jener, sagen,
Dann wähle die, die sich für dich zu schicken scheint.

Die erste hat, nebst einem Rittersitze,
Ein recht bezauberndes Gesicht,
Liebt den Geschmack, spricht mit dem feinsten Witze,
Und schreibt die Sprachen, die sie spricht.
Sie spielt den Flügel schön, und kann vortrefflich singen,
Und malet so geschickt, als es die Kunst begehrt,
Und in der Wirthschaft selbst giebt sie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth.
Allein bey aller Kunst und allen ihren Gaben
Hat sie kein gutes Herz.

Die andre sieht nicht schön,
Wird wenig im Vermögen haben,
Und von den Künsten nichts, die jene kann, verstehn;
Doch bey Verstand und einem stillen Reize,
Der, ohne daß sies sieht, gefällt,
Besitzt sie, frey von Stolz und Geize,
Das beste Herze von der Welt.
Was thätst du wohl, wenn dich die erste haben wollte?
Ach, fieng der Freyer an, wenn dieß geschehen sollte:
So spräch ich zu der ersten Nein,
Um dadurch bald der andern werth zu seyn.

Emil.

[Vaniere Opuscul. p. 213 (Cato ad amicum demirantem, quod nullam haberet Romae statuam)
Malo, mihi statuam cur non posuere, viator
Exquirat, quam si, cur posuere, roget.]

Emil, der seit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bey seinen Büchern lebte,
Und mehr nach der Geschicklichkeit
Zu einem Amt, als nach dem Amte strebte,
Ward einst von einem Freund gefragt:
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt so rühmlich von ihm redte,
Und mancher sich vor ihm schon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Theil von seinen Gaben hätte?
Ich, sprach Emil, will lieber, daß man fragt,
Warum man mich doch ohn ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt: warum man mir ein Amt gegeben?

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
Oft nach den Sternen gucken sah,
Wollt auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb steif vor dem Sehrohr stehn,
Und sah begierig nach den Sternen;
Allein er konnte nicht viel sehn.
Was heißt es denn, sprach drauf der Knabe,
Daß ich fast nichts erkennen kann?

Ha, ha, nun fällt mirs ein, was ich vergessen habe;
Mein Vater fängt es anders an,
Er blinzt zuweilen zu, das hab ich nicht gethan.
O bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weis ich, was ich thu:
Und hurtig hielt er sich die Augen beide zu,
Und sah durchs Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! was sah er denn? Das alles, was du siehst,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich sehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehst.

Der Lügner.

[S. das 504. Stück des Zuschauers, im VII. Theile.]

Ihr Meister in der Kunst zu lügen!
Rühmt euren Witz, schlau zu betrügen.
So viel ihr uns davon erzählt:
So wett ich doch, daß euch die rechte List noch fehlt.
Ein schlechter Mensch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug streitig machen.

In London saß ein böser Bube
Nebst einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerstube,
Und that auf seinen Leib dem einen ein Geboth *).

*) Es ist in London der Gebrauch, daß die Aerzte den verurtheilten *Missethätern* ihren Leib abkaufen.

Doch Niklas schwur, daß ihn der Teufel holen sollte,
Eh er für diesen Preis dem Arzt sich lassen wollte.

Herr, schrie der andre Delinquent,
Sagt, wie ihr um den Kerl so lange handeln könnt?
Laßt seinen magern Leib den Raben.
Seht, wie gesund ich bin, wie fett! Ihr sollt mich haben.
Und wißt ihr, was ihr geben sollt?
Ich will es billig mit euch machen;
Drey Gulden. Bin ich todt: so schneidet, wie ihr wollt,
Ich will von keinem Schnitt erwachen.
Kaum hatt er noch das Geld empfangen,
So rief der witzge Delinquent:
Gelogen! Herr, seht zu, wie ihr mich kriegen könnt!
Ich werd in Ketten aufgehangen.

Die Frau und der Geist.

Vordem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geister dann und wann erschienen,
Ließ sich ein Geist, in einer weissen Tracht,
Vor einer Frau im Bette sehen,
Und hieß sie freundlich mit sich gehen,
Und gieng mit ihr auf einen wüsten Platz.
Frau, sprach der Geist, hier liegt ein großer Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf den Platz,
Und morgen, um die zwölfte Stunde,
Komm her, dann findest du ein Licht,

Dem grabe nach, doch rede nicht;
Denn geht ein Wort aus deinem Munde:
So wird der Schatz verschwunden seyn.

Die Frau fand, zur gesetzten Stunde
Die Nacht darauf, sich mit dem Grabscheid ein.
Nun die muß recht beherzt gewesen seyn!
Ich fände mich gewiß nicht ein,
Und sollt ich zwanzig Schätze heben.
Wer stünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht ist keines Menschen Freund;
Und wenns der Geist recht ehrlich mit mir meynt:
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.

Die Frau verschlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau, spricht sie bey sich selbst, bey Leibe sprich kein Wort,
Sonst rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was sie sich vorgenommen;
Sie schweigt und gräbt getrost. — Ha, ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen:
Hier liegt der Schatz, das dacht ich wohl.
O seht, ein großer Topf von lauter Golde voll!
O! wenn sie doch dasmal nicht redte,
Und zu dem schweren Topf gleich einen Träger hätte?
Ist denn ihr Geist nicht etwan auf dem Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
Ach! rief sie schnell, ich muß mich schämen,
Sie zu bemühn — Weg war der Schatz!

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel stehn;
Denn alles kann man fast den Schönen,
Nur nicht den Trieb, sich selber gern zu sehn,
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dieß ist der Ton, aus dem die Männer schmähn;
Doch, Mädchen, bleibet nur vor euren Spiegeln stehn!
Ich laß es herzlich gern geschehn.
Was wolltet ihr auch sonst wohl machen?
Beständig tändeln, ewig lachen,
Und stets nach den Verehrern sehn?
Dieß wäre ja nicht auszustehn!

Genug, das schöne Kind, von der ich erst erzählte,
Bespiegelte sich oft, und musterte das Haar,
Und besserte, wo nicht das mindste fehlte.

Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah sie am Spiegel stehn und schmählte.
„Habt Ihr Euch noch nicht satt gesehn?
„Ich geb es zu, Ihr seyd sehr schön!
„Doch sein Gesicht die ganze Zeit besehn,
„Verräth ein gar zu eitles Wesen.“
Herr Autor, sprach sie, der ihr seyd,
Hebt mit mir auf; denn sich gern selber lesen,
Und gern im Spiegel sehn, ist beides Eitelkeit.

Alcest.

Alcest, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er sich nicht zu dem Laster schickte,
Noch sich vor reichen Thoren bückte,
Bey Fleiß und Kunst sich elend sah,
Stund neulich traurig auf. Freund, geht dir dieß nicht nah,
Daß viele Kluge darben müssen,
Bloß weil sie mehr, als andre, wissen,
Und zu Betrug und List zu blind,
Zu groß zu Praleren und Wind,
Nicht knechtisch gnug zu Schmeichlern sind?

O Freund! bedaure doch Alcesten,
Ihn, den itzt schwere Sorgen preßten;
Ihn, der von einem Buch beschämt zum andern schlich,
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der sich laut durch manchen Trostgrund lehrte,
Und doch sein Herz viel lauter seufzen hörte:
Der herzhaft zu sich selber sprach:
Gott lebt, Gott herrscht, und hört dein Ach!
Er hört, so groß er ist, der jungen Raben Flehen;
Drum ist er nicht zu groß, auch dir mit beyzustehen;
Und der, indem er dieses sprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dirs künftig gehen?

Der beste Trostgrund blieb noch schwach;
Denn welch bekümmert Herz besiegt man gleich mit Gründen?
Es fühlt der starken Gründe Kraft,
Und flieht zurück in seine Leidenschaft,
Um jener Macht nicht zu empfinden.
Alcest beschloß zu seinem Freund zu gehn,

Den er zween Tage nicht gesehn.
Er, sprach er, ist es werth, und fieng schon an zu gehn,
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile,
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir spricht,
Wird die Geduld, die sonst so schwere Pflicht,
Mir lange so beschwerlich nicht.

Er eilt mit sehnsuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der sonst schleicht,
In Hoffnung schneller geht, und hoffend seine Schmerzen
Nicht fühlt, noch merkt, wie sehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.

In diesem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu empfangen,
Tritt er ins Haus und eilt die Treppe schnell hinauf.
Der Vorsaal wimmelte von Leuten:
Alcest erschrickt. „Gott! was soll das bedeuten?"
Er tritt herein; und seht, man bahrt den Damon auf!

Er kehrte von dem todten Freunde,
Nach einem letzten Kuß, zurück.
Die Sorgen, seiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
Was, sprach er, will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod so bald entseelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, so viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu seyn, der Tugend nachzustreben,
Dieß sey mein Kummer auf der Welt!

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche,
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonst führt ichs meinen Lesern an;)
Aus dem ich mich Raths zu erholen suche,
Wenn ich selbst nichts erfinden kann;
Aus diesem alten deutschen Buche,
Das mir schon manchen Dienst gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.

Als ich einmal, so fängt mein Autor an,
Nach seiner Weise zu erzählen,
In einer Kirche saß: so fiel mir jähling ein;
Wer mag von so viel tausend Seelen,
Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmste Seele seyn?
In den Gedanken schlief ich ein,
Und sah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeist stehen:
Du, sprach er, wünschest dir das frömmste Herz zu sehen?
Und rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an.
Mir kam, so bald er dieß gethan,
Ein sanfter kalter Schauer an,
Und plötzlich sah ich mich in heilgem Glanze stehen.
Fang an, sprach er, die Kirche durchzugehen:
Der, den dein Glanz so rührt, daß er dich dreymal küßt,
Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist.

Ich gieng, um es recht bald zu wissen,
In dem empfangnen Glanz, hart vor der Sacristey

Einmal, und noch einmal, vorbey,
Weil mir es schien, als wollte man mich küssen.
Ich wartete noch eine gute Frist,
Und ward einmal, allein ganz kalt, geküßt.

Ich gieng darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmsten Mienen fand,
Und alles schien sich aufzuhellen.
Man lächelte, man that galant,
Und küßte mir zur Noth die Hand.

Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Gesichtern, voll von Ernst und tiefer Weisheit, sehn.
Ich blieb ein feines Veilchen stehn:
Sie sahn mich an, und machten eine Miene,
Als ob sie sich an mir schon satt gesehn;
Und ungeküßt mußt ich von dannen gehn.

Ich stellte mich nun vor die niedern Stände.
Hier warfen mir viel weisse Hände
Da einen Kuß, dort einen zu.
Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach, gutes Herz! wo wohnest du?
Allein man wollt es nicht, mich zu umarmen, wagen.
Und ich gieng ganz betrübt auf meinen Schutzgeist zu,
Mein traurig Schicksal ihm zu klagen.
Indem, daß ich noch durch die Halle schlich,
Sah mich, in einem schlechten Kleide,
Ein liebes Mädchen an, und seht! sie küßte mich
Mit einer plötzlichen und unschuldsvollen Freude;
Und eh ich noch von ihr den dritten Kuß erhielt:
So fühlt *ich schon* die selgen Triebe

Der Redlichkeit und Menschenliebe
So stark in mir, als ich sie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte,
Besitzt das beste Herz? Ich rief es, und erwachte.

Der Polyhistor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müssen,
Es mag uns noch so sehr verdriessen,
An jenem Fluß kam einst ein hochgelehrter Mann,
Bestäubt von seinen Büchern, an,
Und eilte zu des Charons Kahn.
Willkommen! fieng der Fährmann an,
Indem er sich aufs Ruder lehnte,
Und bey dem Wort: Willkommen! herzlich gähnte.
„Wer seyd Ihr denn, mein lieber Mann?"
Ein Polyhistor, sprach der Schatten,
Für den die Schulen Ehrfurcht hatten. —

Indem er noch vor Charons Kahn
Von seinen Sprachen sprach, von nichts als Stümpern redte,
Und von Quartanten schrie, die er geschrieben hätte,
Kam noch ein andrer Schatten an,
Mit einer demuthsvollen Miene.
„Und wer seyd Ihr, auch ein gelehrter Mann?"
Ich zweifle sehr, sprach er, ob ich den Ruhm verdiene?
Ich habe nichts, als mich studirt,
Nichts, als mein Herz, das mich so oft verführt,
Deß Tiefe sucht ich zu ergründen,

Um meine Ruh und andrer Ruh zu finden;
Allein so viel ich immer nachgedacht,
Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht;
So hab ichs doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen!

Der Polyhistor hörts und lacht,
Und eilt, um in den Kahn zu allererst zu steigen.
Zurück! rief Charon ziemlich hart,
Ich muß zuerst den Klugen überfahren,
Kaum einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten eurer Art,
Die stolze Polyhistor waren,
Hab ich mich schon bald lahm gefahren.

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fühlten.
Die Knaben, die im Thale spielten,
Die spielten fort und hörten nicht.
Indem ließ sich der Kukuk lustig hören,
Und der erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Ehren
Das schöne Kukuk zehnmal nach.
Hörst du? sprach er zu Philomelen,
Den Herren fall ich recht ins Ohr.
Ich denk, es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.

Drauf kam Damöt mit seiner Schöne.
Der Kukuk schrie sein Lied: sie giengen stolz vorbey.
Nun sang die Meisterinn der zauberischen Töne
Vor dem Damöt und seiner Schöne
In einer sanften Melodey.
Sie fühlten die Gewalt der Lieder:
Damöt steht still und Phyllis setzt sich nieder,
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
O! rief die Nachtigall, da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen singt.
Der Ausbruch einer stummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beyfall bringt.

Drittes Buch.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, sprach er, und mein Ehegatte,
Wir übergeben ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ er sie treulich an;
Er siehts, es sind zwey muntre Knaben,
Und freylich wird er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich seyn.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben:
Dieß laß er sie fein fleißig treiben,
Und präg er ihnen ja das Christenthum wohl ein.
Ich kanns ihm nicht so recht beschreiben;
Allein, er wird mich wohl verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn:
Dieß macht bey aller Welt gelitten,
Und ist vor Gott im Himmel schön;
Erfüll er also meine Bitten!
Hier geb ich ihm zwey Stübchen ein,
Und was er braucht, das soll zu seinen Diensten seyn.

Der Lehrer fand ein Herz bey seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben!
Wohl mancher, der im Krug so gern Mandate liest,
Trüg itzt verdient, als Staatsmann, seinen Orden;
Wohl mancher, der bey einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär einst ein größrer Held geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist!

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten:
Und dieß gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören,
Als obs die Pflicht der Väter wär.

Nun war ein Jahr vorbey. Herr, sprach der gute
Was soll für seine Mühe seyn?
„Ich fordre dreyßig Thaler.“ Nein,
Nein, fiel der Alte hitzig ein,
Sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beynah so viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen ihn ja durch ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an,
So wenig giebt kein reicher Mann.

Ich will ihm mehr, ich will ihm hundert Thaler geben,
Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich müßt ein Gut verpfänden;
Auch das. Ists denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänds zu meiner Kinder Glück,
Als daß sies, reich und lasterhaft, verschwenden.

Hat dieß sich wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub es auf mein Wort.
Ich wollte dir so gar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen;
Allein dieß wär für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruß vom Edelmanne haben,
Weil der für sein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreyßig Gülden giebt.

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren,
Erschienen einst vor Charons Kahn
Zwo Jungfern in den besten Jahren,
Und wollten eilends überfahren.
Der Schiffer, sonst ein finstrer Mann,
Sah seine Schönen freundlich an:
Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?
Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
Vor kurzem kam ein hübscher Jüngling an;

Du da in deinen schwarzen Haaren,
War dieses etwan dein Galan?
Ich möcht es bald aus deinen Augen lesen.
Und du dort, lächelndes Gesicht,
Nicht wahr, ihr seyd verliebt gewesen?
Gesteht mirs, eher fahr ich nicht.

Mein Herr, was will er mit der Liebe?
Fiel ihm Elmire hitzig ein.
Kann man denn ohne diese Triebe
Kein schön und glücklich Mädchen seyn?
Was? Ich verliebt? Er irrt sich. Nein,
Ich kann es ihm durch einen Eid versichern,
Daß ich, bey meinem hohen Stand,
Dank seys der Tugend und den Büchern!
Die Liebe nicht gewünscht, noch weniger gekannt.
Und kurz, was brauch ich mehr zu sagen,
Da ich die Liebe stets verschmäht?
Verschon er mich mit solchen Fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr versteht.

Ich, sprach sie, wills aufrichtig sagen:
Ich schäme mich der süßen Schwachheit nicht.
Mein Schäfer war, wie man in unsrer Sprache spricht,
Mein größter Wunsch, und ich sein Glück, und sein Gedicht.
Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küssen,
Und that, als wollte michs verdriessen;
Doch in der That verdroß michs nicht.
Ich zürnte, wenn er zärtlich redte;
Und hätte doch geweint, wenn er geschwiegen hätte.
Ich schalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe schrieb,
Und meinen Reiz in Liedern übertrieb;

Im Herzen aber war mirs lieb.
Ich ließ mich oft von ihm nachläßig überschleichen,
Und floh geschwind, und ließ im Weichen
Geschickt ihm Zeit, mich zu erreichen.
So hab ich unschuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
Ein zärtlich Herz mit ihm getheilt.

Gut, fieng der Fährmann an, gleich wird sichs offenbaren,
Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt.
So bald ich meinen Kahn bewegt:
So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,
Mit Ungestüm vom Kopfe fahren.
Kommt, Kinder, kommt, damit wirs sehn!
Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren:
Allein Selinde ließ ihn stehn.

Hanns Nord.

[Nach einer Nachricht, die vor einigen Jahren in den Zeitungen, von London aus, gemeldet worden.]

Ein Mann, der sich auf vielerley verstund,
That durch den Druck in London kund,
Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,
Und lud auf sein erbaut Gerüste,
Den künftgen Tag, die Bürger ein;
Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen;
In diesen Krug, war sein Versprechen,
Kriech ich, Hanns Nord, mit Kopf und Bein,
Um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen seyn.

Nun gieng das Blatt durch alle Gassen.
„In einen Krug? Was? rast der Mann?
„Das soll er mir wohl bleiben lassen.
„Mit einem Wort, es geht nicht an;
„Der dümmste Kopf muß das verstehen:
„Allein acht Groschen wag ich dran.
„Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich sehen!“
Kurz, einer riß den andern fort.
Dem Pöbel folgten schon Carossen um die Wette,
Worinn der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Physik bewiesen, daß Hanns Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Gesetzt auch, wandte Lady ein,
Gesetzt, dies könnte möglich seyn:
So wird doch stets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? —
Doch unser Kutscher schläft ganz ein,
Fahrt zu, Johann! itzt wird es neune schlagen.

Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort,
Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
„Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?“
Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hanns Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,
Die sich, von Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt,
Vor seine Bühne drängen können?

Du lachst; doch weißt du auch, daß du durch gröbre List
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen bist?

Was braucht wohl ein Hanns Nord, versehn zum Bücherschmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug schon bey sich hat.
Er will die ganze Welt durch Goldtinctur curiren;
Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonstriren;
Sein gründlich Wörterbuch erspart dir das Studiren;
Er lehrt ohn Umgang dich die Kunst zu conversiren;
Er lehrt dich, ohne Müh sinnreich poetisiren;
Dich ohne Kosten Wirthschaft führen;
Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
Erstaunst und eilst, und kaufst und liest,
Was denn? daß du betrogen bist.

Der alte Dichter und der junge Criticus.

Ein Jüngling stritt mit einem Alten
Sehr lebhaft über ein Gedicht.
Der Alte hielts für schön; der Jüngling aber nicht,
Und hatte Recht, es nicht für schön zu halten.
Er wies dem Alten, Schritt für Schritt,
Hier bald das Matte, dort das Leere,
Und dachte nicht, daß der, mit dem er stritt,
Der *Autor* des Gedichtes wäre.

Wie, sprach der Alte, ganz erhitzt,
Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
Mein Herr, Sie sind zu jung, mit einem Mann zu zanken,
Den Fleiß, Geschmack und Alter schützt.
Da man Sie noch im Arm getragen,
Hab ich der Kunst schon nachgedacht.
Und kurz: was würden Sie wohl sagen,
Wenn ich die Verse selbst gemacht?

Ich, sprach er, würde, weil Sie fragen,
Ich würde ganz gelassen sagen,
Daß man, Geschmack und Dichtkunst zu entweihn,
Oft nichts mehr braucht, als alt und stolz zu seyn.

Alcest.

[S. Elite de bons mots, T. II. p. 47.]

Durch Unglück mehr, als durch Versehn,
Verlor Alcest im Handel sein Vermögen.
Er saß bereits der Schulden wegen.
Kein Freund erschien, ihm beyzustehn,
So viel in London ihrer waren.
Sein Sohn allein, noch in des Jünglings Jahren,
Wagts, seine Freyheit zu erflehn.
Er wagt sich zärtlich vor Valeren,
Der dem Alcest das meiste Geld geliehn,
Und bittet mit den treusten Zähren,

Die schamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freyheit zu gewähren.

Nein, spricht Valer, mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Bösewicht
Um so viel tausend Pfund betrügen?
Bezahlet mich dein Vater nicht:
So soll er nie die Freyheit wieder kriegen.

Bestürmt von Schaam, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft sich der Sohn zu seinen Füßen.
O! Gott, was hab ich hören müssen!
Schmäht meinen armen Vater nicht.
Unglücklich ist er nur; allein kein Bösewicht,
Laßt mich an seiner Statt verschließen:
Ich weiche nicht von euren Füßen,
Als bis ich diesen Wunsch erreicht!

Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe,
Und ward mit einemmal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
Ich, sprach er, habe dich durch meine Streng entehrt;
Laß zur Versöhnung dich umarmen,
Dein Herz ist deiner Bitte werth.
Dem Vater soll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlassen seyn;
Allein wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befreyn?
Der Jüngling weint.

Hör an, ich habe viel Vermögen,
Und eine Tochter nur, die lieb ich ungemein,

Ihr Herz ist deiner werth; willst du mein Eydam seyn?
So habe sie und meinen ganzen Segen.

Die Schöne reicht die Hand dem edlen Jüngling dar;
Und o! wie glücklich ward dieß Paar!
Itzt aber giengen sie, der Jüngling und die Schöne,
Aus der Gefangenschaft den Vater zu befreyn.
Erst tritt der Sohn und nun tritt sie herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich sehe sie — doch diese Scene
Will nur gefühlt, und nicht beschrieben seyn.

Der gehoffte Ruhm.

[S. die Rede des Cicero für den Plancius.]

Voll von sich selbst und von der That,
Die er vollführt, gieng Tullius entzücket
Itzt aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem Jahr als Quästor abgeschicket;
Er gieng zurück nach Rom, und theilte zum voraus,
Im Namen Roms, sich die Belohnung aus.
Wer ist wohl itzt des Volks Verlangen?
Wen, dacht er, nennt man itzt, als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius, als dich?
Das ist er, ruft man dir entgegen,
Der aus Sicilien der Theurung abgewehrt!

Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt! —
In diesen schmeichelnden Gedanken
Stieg bey Puteoli der Quästor an das Land,
Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die damals gleich den Brunnen tranken.

Schnell ließ er sich vor seinen Gönnern sehn,
Und suchte schon sein Lob in ihren Mienen.
Ist das nicht Cicero? rief einer unter ihnen,
Ja, ja, er ists; o das ist schön!
Wie lange haben wir schon nichts von Rom vernommen!
Wie stehts in Rom? Wenn reisten Sie von da?
Wie! rief er ganz erzürnt, wie könnt ich daher kommen!
Ich komm aus der Provinz — Vielleicht aus Afrika?
Versetzt ein andrer hurtig wieder.
Hier zitterten dem Quästor alle Glieder.
„Nein, aus Sicilien komm ich als Quästor wieder.“
Ja, fuhr nunmehr ein dritter fort,
Er kömmt daher. Verlaßt Euch auf mein Wort!
Mit diesem Ruhm schlich Tullius sich fort.

Du, der du denkst, daß alle von dir wissen,
Von dir itzt alle reden müssen,
Und dich im Herzen stolz erhebst;
Von Tausenden, die dich nach deiner Meynung kennen,
Und dich und deine Thaten nennen,
Weis oft kaum einer, daß du lebst.

Der Freundschaftsdienst.

Noch unbekannt und ungepriesen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größre Treu dem Freund erwiesen,
Als man von Brüdern hoffen kann.

Ihn zu besingen, wähl ich einen;
Und von der Nachwelt hochgeschätzt
Leb Amyant, und habe keinen,
Den man ihm an die Seite setzt!

Spricht einst in den noch fernen Jahren
Ein Redner von der Freunde Pflicht:
So denk er sein, und ganzen Schaaren
Lock er die Thränen ins Gesicht.

Zu ihm, dem treusten Freund auf Erden,
Kam einst Philint, sein ander Ich.
Freund, sprach er, hilf mir glücklich werden,
Ich weis ein liebes Weib für mich.

Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
Sie hat Verstand, und Reiz, und Glück.
Ihr Herz, von Redlichkeit beseelet,
Gefällt und spricht in jedem Blick.

Ach Amyant! du kannst mir dienen,
Du bist ein angesehner Mann.
Verreis und halt um Wilhelminen
Für mich bey ihren Aeltern an.

Ich weis, daß dich Geschäffte halten;
Doch — Schweig! fiel Amyant ihm ein.
Geschäffte kann ich stets verwalten;
Allein nicht stets dir nützlich seyn.

Ich reise gleich, um dir zu dienen.
Er thats, eh noch der Tag verstrich.
Er reiste, sahe Wilhelminen,
Und nahm die Schöne selbst für sich.

Der großmüthige Räuber.

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann
Ein Räuber, nah um London, an.
Ach! sprach der arme Wandersmann,
Ich bitt euch, laßt mir nur das Leben.
Ich hab euch ja kein Leids gethan,
Und wollt euch gern, was ihr verlangtet, geben;
Doch heute hab ich nichts bey mir.
Ich geh itzt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben;
Und morgen bin ich wieder hier
Und theile sie mit euch; so wahr Gott über mir!

Gut, fieng er an, du hast geschworen:
Ich glaube dirs. Geh fort! Ich wünsche dir viel Glück.
Im kurzen kam der Wandersmann zurück.
Ach! sprach er mit erfreutem Blick,
Seht, was ich Aermster fand! ihr habts doch wohl verloren,
Zehn Pfund, und mehr noch — welch ein Glück!
Und diese bring ich euch zurück;
Erlaßt mir das, was ich beschworen.

Nein, hub der Räuber an, ich habe nichts verloren.
Behaltet euer Geld, weil ihr so ehrlich seyd.

So fühlt oft selbst ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

Dorant.

Erschrocken kam Frontin zu seinem Freund Dorant.
„Ach, liebster Freund, ist dirs denn nicht bekannt?
„Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren!
„Bedenke die verfluchte List,
„Man strebt nach dem, was dir am liebsten ist:
„Man will dir deine Frau entführen.
„In dieser Nacht noch solls geschehn.
„Unglücklicher! was willst du machen?
„Laß doch geschwind das Haus bewachen.
„Mein Blut soll dir zu Diensten stehn,
„Und ich will augenblicklich gehn,
„Den Garten und den Hof verschliessen.“

Nein, schrie Dorant, willst du mich glücklich wissen:
So laß die Thüren offen stehn!

Ihr Weiber, dieses klingt nicht schön!
Ists möglich, seyd ihr an den Plagen
Liebloser Ehen wirklich Schuld?
Ja, nach der Männer ihren Klagen,
Sind wir durch widriges Betragen
An aller Quaal der Ehen Schuld;

Doch wenn, bald nach den Hochzeittagen,
Die Männer uns gebietrisch plagen,
Die uns vergöttern, wenn sie freyn,
Wie können wir da lange zärtlich seyn?
Ihr Männer, dieses klingt nicht fein!

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, versehn zum Graben,
Wollt itzt ein besser Schicksal haben,
Und rief das Glück um Beystand an.
Das Glück erhörte sein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwo starke goldne Stangen;
Allein der ungeschickte Mann
Sah sie für altes Messing an,
Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Händen,
Fuhr fort, und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.

O Thor! rief ihm die Gottheit zu,
Was quälst du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher, als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu schicken?

Du wünschest dir mit Angst ein Glück,
Und klagst, daß dir noch keins erschienen.
Klag nicht, es kömmt gewiß ein günstger Augenblick:
Allein bitt um Verstand, dich seiner zu bedienen;
Denn dieses ist das größte Glück.

Der Schwätzer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwätzer, der zu allen Zeiten
Mit rednerischem O! und Ach!
Von den geringsten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten,
Und, was noch schlimmer war, meist von sich selber sprach;
Und, daß es ihm ja nicht am Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte;
Ein so beredter Herr sah einen wackern Mann,
Der denkend schwieg, verächtlich an.
Der Herr, zischt er dem Nachbar in die Ohren,
Hat wohl das Reden gar verschworen;
Ich wett, er ist ein Narr, und weis nicht, was er will.
Das dächt ich nicht, zischt er ihm wieder in die Ohren,
Ein Narr, mein Herr, schweigt niemals still.

Der ungerathne Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, sein Sohn, war allemal der Thäter.
Der Vater, der kein Mittel sah,
Bey Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt ihn, um ihm den Kützel zu vertreiben,

Zwey Jahre nach Amerika;
So sauer auch die liebe Mutter sah.

Allein was halfs? Johann kam wieder,
Und wer war ärger, als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder,
Beschlossen endlich, Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen sollte.
Der ausgelaßne Sohn ward also ein Soldat,
Und dieß war auch der beste Rath;
Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind:
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der, trotz der Scherpe, die er trug,
Nicht weiser war, als der, den er vernünftig schlug.

Doch diese Zucht ward auch vergebens unternommen.
Johann blieb wild und ungestüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen:
„Nehmt Euern Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm."
Der Vater muß ihn wieder nehmen.
Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, ein Mittel half geschwind,
Und eh vier Wochen noch vergiengen,
War sein Johann fromm, wie ein Kind.
Wie? ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den Bau?
Er wußt ihn besser zu bezwingen,
Er gab ihm eine böse Frau.

Die beiden Schwarzen.

[S. den Spectator Vol. III. n. 215.]

Zween Schwarze lebten einst, verdammt zur Sklaverey,
Dem stolzen Spanier und ihrem Schicksal treu.
Sie waren beide jung, und bey dem Freundschaftstriebe
Empfanden sie zugleich die Stärke gleicher Liebe.
Das schönste schwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender gesehn, war beider Gegenstand.
Als Sklavinn lebte sie bey einem Herrn mit ihnen;
Und jeder wünscht allein ihr Herz sich zu verdienen,
Und trug in jedem Blick ihr seins bescheiden an.

Ich lieb Euch, sprach sie oft, und einer sey mein Mann;
Allein, ich wähle nicht, um keinen zu betrüben:
Vergleicht euch, und alsdann will ich nur einen lieben.
Ein trauriger Vergleich, für beide stets zu schwer!
Denn jeder liebte sich bey diesem Glück zu sehr,
Als daß er eine Braut, die sich ihm schenken wollte,
Und die er schon gehofft, dem andern lassen sollte:
Dieß kann er nicht. Allein bey aller Zärtlichkeit,
Besaß ein jeder auch zu viel Rechtschaffenheit,
Als daß, so lang ihn nicht sein Freund selbst überredte,
Er ihn gekränkt, und sie dem Freund entzogen hätte.

So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück jeglicher des andern Hinderniß,
Und still ertrugen sie die Quaal feindselger Triebe,
Die Quaal der Eifersucht, der Redlichkeit und Liebe,
Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander sahn,
Mit Thränen, die das Haus selbst weinend machten, an;

Mit Thränen, wie sie da zween Brüder treu vergiessen,
Die sich im Unglück sehn und keine Rettung wissen.

Nach oft gefühlter Pein, und unentschiednem Streit
Der freundschaftlichen Treu und gleicher Zärtlichkeit,
Und als sie einst mit ihr betrübt im Grünen sitzen,
Wird ihre Liebe Wuth. Zu schwach, sich zu beschützen,
Bewilligen sie schnell den schrecklichsten Verlust,
Und jeder stößt den Dolch in der Geliebten Brust.
Ein Sklave sah von fern die schreckensvolle Scene.
Er kam. Hier lagen sie, umarmten ihre Schöne,
Beweinten ihren Tod, sahn sich noch einmal an,
Und thaten schnell an sich, was sie an ihr gethan.

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laster sich verkehrte,
Bloß, weil er ungebildet blieb.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz; denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion?
Sprach einst mit einem tapfern Greise
Und ihrem großen Freund, nach kühner Spötter Weise,

Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Gesetz erkennt, als das er selbst gemacht.

Prinz, sprach der General, Sie kränken meinen Glauben,
Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Trost, den Trost im Tode rauben!
Was hab ich Ihnen denn gethan?
Nichts, rief der Fürst, Ihr seyd ein tapfrer Mann,
Ihr seyd mein bester Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben:
Nur den verlaßt! „Nein, den verlaß ich nicht."
Auch da nicht, wenn ichs Euch befehle?
„Nein, dieß ist wider Ihre Pflicht.
„Gott ist nur Herr von meiner Seele,
„Und alle Fürsten sind es nicht."
Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?
Dieß sind Sie, sprach der Greis; ich hab es unverzagt,
In mehr als einer Schlacht, für Sie, mein Fürst, gewagt;
Und itzt wag ichs zu Gottes Ehre.

Thor! rief der Prinz, wie wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich dich, daß keiner ist, belehre?
„So hätt ich Lust, ein Bösewicht zu seyn,
„Und würde, wär kein Gott, auch keinen König scheun;
„Und meiner würden in dem Heere
„Gewiß noch viele tausend seyn.
„Dieß, Prinz, dieß fließt aus Ihrer Lehre!"

Rhynsolt und Lucia.

[S. den Spectator, Vol. VII. n. 491.]

Umsonst wandt Rhynsolt alles an,
Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
Ein edles Herz zur Wollust zu verführen.
Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus;
Allein sie wich des Fürsten Liebling aus,
Und ließ ihn die Verachtung spüren,
Die der, wärs auch ein Prinz, verdient,
Der sich, die Tugend zu verführen,
Aus Niederträchtigkeit erkühnt.

Was kann das Laster nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterstützt!
Sollt es der Brunst, die Rhynsolts Herz erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Ehmann ein,
Und eilet, ihm das Leben abzusprechen.
Allein, was ist denn sein Verbrechen?
Ists mehr noch, als der Mann der schönsten Frau zu seyn,
Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
Ja, Rhynsolt zeigt, wer Danvelt sey,
Er überführet ihn der Landsverrätherey
Durch Briefe, die er nie geschrieben.
Und morgen eilt sein Todestag herbey.

Sein Weib wirft sich zu Rhynsolts Füßen,
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll.
Doch auch das Auge selbst, aus dem itzt Thränen schießen,
Das Ach! das ihn mitleidig machen soll;

Ein Blick, beseelt von Wehmuth und von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Glut aufs neue.
Nie sah er Lucien so schön.
Er klagt ihr sein unkeusches Feuer. —
Verschämte Muse, sags nicht nach,
Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe sprach!

Um sie durch ihren Mann zu rühren,
Läßt er sie selbst in seinen Kerker führen,
Und läßt sie da mit ihm allein.
Sie kämpfen mit dem größten Leiden,
Lieb und Verzweiflung spricht aus Beiden.
„O Danvelt! soll ich dich vom Tode nicht befreyn
„Man eilt, dich schrecklich hinzurichten.
„Vergeß ich nicht noch heute meiner Pflichten:
„So wirst du morgen nicht mehr seyn.
„Willst du die Schande mir verzeihn:
„Nun so gebeut!“ — Sie zittert, mehr zu sagen,
Und drückt ihn starr an ihre Brust.
Er klagt, und weint in ihre Klagen:
Ihn schreckt ein doppelter Verlust.
„Soll ich den Tod, den peinlichsten erdulden?
„Ach! liebstes Weib, ich bin zu schwach!
„Befreyst du mich durch deine Schmach:
„So sind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
„Und doch — O Gott! was soll ich nun erdulden?“

Der Morgen kömmt; und Lucia,
Die Danvelts Tod vor Augen sah,
Ergiebt sich thränend dem Barbaren.

Er stillt die Brunst und bittet ungescheut,
Mit einer gleichen Gütigkeit
Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
Itzt aber, fängt er lächelnd an,
Itzt kannst du deinen lieben Mann,
Nach deinem Wunsch, aus seinem Kerker holen;
Doch daß er mir nicht künftig schaden kann:
So hab ich das zugleich gethan,
Was Lieb und Klugheit mir befohlen.
Ich weis, du zürnst deswegen nicht.

Sie flieht, mit Schaam und mit verletzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuschliessen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.

Sie steht erstarrt; kein Ach! erschallt,
Man sieht auch keine Thräne rinnen.
Des Schmerzens tödtliche Gewalt
Heißt sie allein auf Rache sinnen.
Sie sucht den Hof, wo Carl, ihr Fürst, regiert,
Und hat das Glück, den Fürsten zu erreichen.
Wenn dich, ruft sie, die Schmach der Tugend rührt:
So laß, o Carl, dich itzt mein Flehn erweichen!
Es ist zu spät, mein Schutz zu seyn.
Du kannst nichts thun, als mich Elende rächen.
Denn Rhynsolt — Strafe sein Verbrechen;
Ich schäme mich, es auszusprechen.
Lies diese Schrift und fühle meine Pein!

Carl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht,
Der Tugend und auch ihm zur Ehre.

Ihr Fürsten, welch ein Lobgedicht!
Carl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helden Angesicht.

Doch ists genug, das Laster zu beweinen?
Ein Tag wird angesetzt; der Liebling muß erscheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
Kennst du dieß Weib? spricht Carl. Ein plötzliches Erschrecken
Verräth den Bösewicht; er räumt das Laster ein;
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet seyn.
Der Fürst läßt gleich den Bischoff kommen
Und wohnt der Trauung selber bey.
Du, spricht er, hast sie zwar aus Furcht vor mir genommen;
Doch dieß beweist nicht deine Treu;
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verschreib ihr alle dein Vermögen.
Er thuts. Sieh, Lucia, fieng drauf der Herzog an,
Du bist durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflichten,
Räch ich nunmehr auch deinen Mann.
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.

Der Schäfer und die Sirene*).

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In seinem stillen Hirtenstande

*) Ich habe mich über diese und die folgenden Fabeln un[...]
lungen in der Vorrede, die ich ehedem der Sammlung

Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
Und was er sang, war Frölichkeit.
Ihn rührten keine Schäferinnen.
Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bey dem Spiel:
So konnte sie doch nichts gewinnen,
Als daß sie flüchtig ihm gefiel.
Ein seltner Fall, daß ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch seinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr:
So fühlt sein Herz Lieb und Gefahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben,

vermischten Schriften vorgesetzt, also erkläret: „Ich erfülle hiermit das Versprechen, das ich unlängst öffentlich, (in dem 123sten Stücke des Hamburgischen Correspondenten, vom Jahre 1756.) obgleich gezwungen, gethan habe, und liefere meinen Lesern den größten Theil der Fabeln und Erzählungen aus den Belustigungen, verbessert, und an vielen Orten geändert. Vielleicht ist diese Arbeit eine der undankbarsten, die ich jemals unternommen habe; so wie sie mir eine der unangenehmsten gewesen ist. Gesetzt, es wäre mir geglückt, diese meine ersten Versuche von den meisten Fehlern zu reinigen: so ist doch die Abwesenheit der Fehler in den Werken des Geschmacks mehr eine Nothwendigkeit, als Verdienst. Man kann einer Poesie durch Verbesserungen kleine Schönheiten geben; das ist gewiß. Aber die Hauptschönheit, die in der ganzen Anlage, in der ungezwungenen Einrichtung, in der Farbe der Schreibart selbst besteht; wie kann diese einem Werke ertheilet werden, wenn sie nicht in seiner Geburt mit ihm erzeugt wird, wenn sie nicht, wie die Seele, mit ihrem Körper zugleich da ist? Dadurch, daß man dem Gesichte die Flecken entzieht, wird die Miene noch nicht einnehmend."

Erstaunt, blickt auf die Sängerinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Nun irrt allein, ihr guten Heerden!
Der Schäfer hat für euch itzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit;
Verspricht ihr alle seine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrer Kunst erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als sähe sie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
Ich, singt sie, bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke:
So geh und bitte den Neptun.
Er bat. Nein, sprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähr ich dir dein Unglück nur.
Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er seine Bitte.
„Neptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
„Die mich entzückt, in seinen Schoos begraben?"
Nein, rief der Gott, du sollst sie haben;
Denn du verlangst sie mit Gewalt.

Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie schön sang sie, wie zauberisch!

Er reicht ihr seine Hand. „Komm, göttliche Sirene!“ —
Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling, war halb Mensch, halb Fisch.
Mit Zittern floh Damöt vom Meere,
Und gab nachher der Flur sehr oft die Lehre,
Daß unser liebster Wunsch oft große Thorheit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit;
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O! rief die stachlichte Parthey,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und stets mit Kunst beschäfftigt sind,
Daß unser Rost von Honig rinnt;
Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?

So? fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig seyn,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dieß schadet unserm Werthe nicht.
Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,

Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn, oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt, sprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dieß sind allein die bessern Bienen.

Der Held und der Reutknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbeers werth gemacht,
Floh einstens, nach verlorner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an,
Und ward von diesem frommen Mann,
Nebst seinem Reutknecht, aufgenommen;
Doch beider Tod war nah.

Ach! fieng der Reutknecht an,
Werd ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herrn sein Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer und unwürdger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach er hat viel gethan!
Er hat drey Könige bekrieget,
In sieben Schlachten stets gesieget,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.

Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an.
„Warum habt Ihr denn alles dieß gethan?"
Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu seyn.
O! fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet Ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt Euch, laßts Euch nicht verdrießen,
Ich sag es Euch auf mein Gewissen,
Der Reutknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wirklich mehr, als Ihr, gethan.

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunst und seinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarievogel hören,
Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
Die Lerche minder Kunst verrieth.

O, sprach sie, wenn ich doch ein Lied
Gleich seinen hohen Liedern sänge!
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach,
Verliebte sich in seine fremden Gänge,
Und quälte sich, den angebohrnen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug, nach vieler Müh, zuletzt das Glück davon,
Canarisch fehlerhaft zu singen.

O! sprach die Nachtigall, die lang ihr zugehört,
Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich seyn gelehrt,
Und sieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
Cleanth schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.
Wie theuer kömmt es ihm zu stehn!
Er sucht Cleanthen zu erreichen,
Und äfft ihn nach, und muß ihm weichen,
Und schreibt und denkt für keinen Menschen schön.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieses sprach,
Von seinem Jugendglück gerühret,

Von seinem Phylax angeführet,
Dem Vater schon von weitem nach.
Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.
Er schalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
Gut, sprach er, stecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umsonst betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab,
Und kämpft mit seinen Ungeheuern;
Allein sie fanden nicht ihr Grab;
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth.
„O sehn Sie nur, das nenn ich stechen!
„Ich habs bald so, bald so versucht.
„Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag noch Flucht."
Fritz, hub der Vater an, du hasts nicht recht versucht.
Geh ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger, als wenn du schlägst, dich stechen.
Ein kleiner Feind, dieß lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet seyn.
Und trittst du einst, gleich mir, ins große Leben ein,
Und wirst um dich viel kleine Feind erblicken:
So achte nicht auf ihre Tücken.
Verfolge deinen Weg getrost, und denke fein
An die Geschichte mit den Mücken.

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
Mich dauert, sprach er, dein Gefieder.
O! sage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?

Mich, sprach sie, lockte jene Flur,
Und ich, zu lüstern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreide
Hört ich den Ton der Lieb und Freude.
Ich lief! kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon.

Das Netz, sprach dieser, nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück geniessen,
Die Freyheit zu behaupten wissen.
Und wenn ich noch so lüstern wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!

Er fliegt und ruft noch: Merk es dir!
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr
Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Sprich, rief sie, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?

Die Freundinn, sprach er, gieng mir nah,
Die ich in diesem Bauer sah.

Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um sie zu seyn, kam ich geflogen.
Nun weis ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist!

Die Ruthe, sprach sie, nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück geniessen,
Die Freyheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dichs nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern ist!

Der Hochzeittag.

[S. den Tatler, im zweyten Bande, N. 82.]

Vom Vater seiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen,
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen.
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an, und wählen.

Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt ihr mir altem Mann noch eine Lieb erweisen:
So fahrt, (ich bin zu schwach, sonst würd ich mit euch reisen,)
Aufs Dorf, und laßt euch an dem Ort,
Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein selig Ehweib gab, ganz still zusammen geben.

Philet reist auf des Vaters Wort
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.

Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam itzt gleich aus einem Blumenstück
Mit ihr, und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb und Lenz, in sein Gemach zurück,
Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte sein und seiner Schönen Glück.

In scherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tisch, auf dem ein Paar Pistolen liegen,
Die er vom Schuß noch gestern selbst befreyt,
Steht er mit ihr allein, und, trunken vor Vergnügen,
Ergreift er eins. Nun, fängt er scherzhaft an,
Nunmehr bereut die kleinen Grausamkeiten.
Wie viel habt Ihr mir deren angethan!
Besinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umsonst an Euer Fenster kam?
Da Ihr mich Aermsten — Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunst, die Herzen zu bestricken,
Mit Euern zauberischen Blicken,
Mit Euerm Haar, so festlich schön es ist!
Schieß her, spricht sie mit lächelnden Geberden,
Schieß her, wenn du so grausam bist!
Er schießt. Ach Gott! und sie fällt todt zur Erden.
Und wer beschreibt wohl seine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch fein,
Ruft er den Diener laut herein,
Und schließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Pistolen?“
Ich thats, weil mirs zur Reise nöthig schien.
„Ich habe dirs doch nicht befohlen?!“

Nein, Herr! Und gleich erschoß er ihn.
Dann schrieb er diesen Brief: Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichsten dir, Vater, vorgestellt,
Bin nach dem größten Glück, das je ein Mensch empfunden,
Itzt der Unseligste der Welt.
O! dürftest du doch niemals wissen,
Wie elend ich und du geworden sind! —
Getödtet von mir selbst, liegt sie vor meinen Füßen,
Mein göttlich Weib, dein liebstes Kind
Mein Diener, dessen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt schon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur betrachte,
Was sollt ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod soll gleich der meine rächen.
Wenns möglich ist, o! so verfluch nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann —

Man traf ihn neben ihr durchs Schwerdt getödtet an.

Die Elster und der Sperling.

Ein Sperling ließ sichs auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich schmecken,
Und schluckte still die besten Beeren ein.
Die Elster sahs mit scheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke

Nicht bloß ein ferner Zeuge seyn.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
„O welcher Vorrath! Ja, gewiß,
„So reif, Herr Sperling, und so süß,
„(Denn Sie verstehn sich auf die Trauben,)
„War, was nun auch der Winzer spricht,
„Der Wein seit vielen Jahren nicht."
Der Winzer hört der Elster Lobgedicht,
Und zwingt die Gäste fortzufliegen.
O! sprach der Sperling, welch Vergnügen
Entziehst du mir, du Schwätzerinn!
Willst du der Frucht in Ruh geniessen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wissen.
Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
Drum schweig, und komm, den Berg noch einmal durchzustrei

Sie thuts, und frißt mit ihm ganz still.
„Ein einzig Wort, Herr Spaz, ich kann es nicht begreifen,
„Warum mirs itzt nicht schmecken will;
„Die Trauben sind ja reif. Doch still!
„Der Winzer läßt sich wieder hören.
„Drum weißt du, was ich machen will?
„Ich nehme von den blauen Beeren
„Mir eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren.
„Komm mit mir unter jenen Baum."
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte sie den sichern Baum,
So schrie sie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich sind wir alle beide!
In Wahrheit, glücklich, bis zum Neide.

So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von Elstern kam,
Und das gepriesne Glück ihr nahm.

Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer! lern ein Gut geniessen,
Das, weil es wenig Neider wissen,
Uns sichrer bleibt, und süßer schmeckt!

Der Geheimnißvolle.

Mit sehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Crispinens Haus,
Studirt beym Eintritt bald Crispinen,
Und bald die Seinen seitwärts aus.

Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er steht und schweigt, und sagt durch Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.

„Mein Herr, hat sich was zugetragen?
„O reden Sie! Wir sind allein.
„Was giebts?" Umsonst sind alle Fragen:
Er wiederholt sein mystisch Nein.

O lern doch, unvorsichtge Jugend!
Die laut von allen Sachen schreyt,

Vom Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutsamkeit!

Nachdem er den Crispin beschworen,
Das zu verschweigen, was er sagt:
So zischelt er ihm in die Ohren:
„Der König fuhr itzt auf die Jagd."

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frey im Gemach, ihr Lied oft sang,
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit desto stärkrer Stimme sang;
Saß itzt dem Spiegel gegenüber,
Und sang, und sah ihr eignes Bild,
Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
Von schmetternden Gesängen über;
Und bildete, zu ihrer Pein,
An ihrem eignen Wiederschein
Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöhte sie die Stimme;
Allein umsonst war Kunst und Müh,
Stets sang der Wiederhall, wie sie.
Sie schoß darauf mit ehrsuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du!
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die beiden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht,
O Velten, nimm dich ja in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn.
Nur daß wir uns nicht selber blenden,
Und uns nach diesem Lichte wenden;
Sonst ist es um den Weg geschehn!

Schon gut! rief Velten, eile nur.
Doch, Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte!
Studirte nennen es die Dunst,
Die aus den Sümpfen aufgestiegen.
Ich weis nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft ist Lügen ihre Kunst.

Sprich, Velten, ob du thöricht bist;
Du weißt nicht, was ein Irrlicht ist?
O dürft ichs nur bey Nachtzeit wagen!
Ich wollte dirs wohl anders sagen.
Ists wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah an dreyßig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.

Den Drachen hast du doch gesehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geschehn,

Bey Kleindorf im Vorüberziehen
Getreid und Kälber ausgespieen.
Das, was der Drach im Großen heißt,
Nenn ich das Irrlicht gern im Kleinen;
Denn da sie nur bey Nacht erscheinen,
So sind sie wohl kein guter Geist.

Nein, Kunz, nein, sag ich! Nimmermehr!
Ein Irrwisch ist kein wütend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Gespenster besser kennen.
Ein Rübezahl, ein solches Thier,
Als zu Gehofen ehedessen
Die Küch im Edelhof besessen,
Dieß sind Gespenster, glaube mir!

Ein Irrwisch muß was anders seyn.
K. Wie, Velten, nennst du diesen Schein?
V. Ich nenn ihn Irrwisch. K. Ists erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißts, kein Irrwisch nicht;
So spricht man ja mein Lebetage.
V. So spräche man? Nein, Kunz, ich sage,
Daß alle Welt ein Irrwisch spricht.

K. Schweig, Velten, das klingt lügenhaft.
Ich hab es auf der Wanderschaft,
Und, Bruder, ohne viel zu schwören,
Von Meistern Irrlicht nennen hören.

So stritten sie noch lange Zeit
Itzt um die Sach, itzt um den Namen,
Bis sie zuletzt vom Wege kamen;
Und schimpfend schlossen sie den Streit.

So streiten unstudirte Velten
Um Sachen, die sie nicht verstehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren sollten erst zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die streiten dialectisch schön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die sie ganz verstehn,
Und fehlen ihres Weges selten,
Weil sie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt sich kein Irrlicht sehn.

Das Glück und die Liebe.

Einst wollten Lieb und Glück sich sichtbar überführen,
Wer stärker sey, des Menschen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um seine Gunst gequält,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb erwählt.

Das Glück bot alles auf, was je der Mensch geschätzt,
Was seine Sinne rührt, was je sein Herz ergetzt,

Wodurch der Stolz sich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon itzt ertheilet.
Er sah sich reich, und Marmor schloß ihn ein.
Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu seyn;
Und täglich wuchs die Pracht der schon geschmückten Wände
Noch durch der Künstler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speisesaal
Der Schüsseln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge,
Und der Clienten Lobgesänge.
Bald fiel ein reiches Erb an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dieß verliehn:
So zog das Glück durch seine Künste
Schon in den reichsten Lotterien
Für seinen Freund die Hauptgewinnste.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was sein Kux, bald was sein Schiff gebracht;
Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.
Er schlief, berauscht von Freuden, ein,
Stund auf, den Freuden sich zu weihn.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.

Wer zweifelt, sprach das Glück, daß mir der Ruhm gebührt?
Ist Semnon nicht unendlich sehr gerührt?

Vielleicht, versetzt darauf die Liebe,
Rühr ich sein Herz durch stärkre Triebe;
Er soll Serinen sehn. Ihr unschuldvoller Blick
Besiegt vielleicht dich, mächtigs Glück!
Er sah nunmehr die göttliche Serine.

Ihn rührt der Reiz der edlen Miene;
Doch mehr, als ihr beredt Gesicht,
Das Herz, das aus Serinen spricht.
Schon scheint der Glanz von seinen Schätzen,
Schon sein Palast, schon Freund und Wein,
Schon die Musik ihn minder zu ergetzen.
„Wie glücklich, wär ihr Herz erst mein,
„Wie glücklich würd ich dann nicht seyn!
„O Liebe! lehre mich, dieß Herz mir zu verdienen,
„Und sprich: wodurch besieg ich einst Serinen?“
Sey, spricht sie, kein Verschwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon ist er kein Verschwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such deine Lust in stillern Freuden;
Sey gütig, liebreich und bescheiden;
Und liebe nicht dein Glück zu sehr.
Schon suchte Semnon stillre Freuden;
Schon ward er liebreich und bescheiden;
Serine floh ihn schon nicht mehr,
Serine gab ihm schon Gehör,
Und ward die Seele seiner Freuden.

Die Liebe, sprach das Glück, scheint Semnon vorzuziehn;
Allein mehr als zu bald soll er Serinen fliehn.
So viel ich ihm geschenkt, so viel sey ihm entrissen!
Wird ihm die Liebe wohl der Armuth Quaal versüssen?
Das Glück verließ ihn drauf, und Semnons Gut verschwand.
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land;
Sein Reichthum ward der List und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was sonst sein Herz erfreute,
Nichts, als sein treues Weib; im widrigsten Geschick

Sein Beystand und auf stets sein Glück.
Durch Fleiß entrissen sie sich der Gefahr zu darben;
Und froh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.
Umsonst versprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb entsagen wollte.
Nein, rief er, wenn ich auch ein Crösus werden sollte,
Gieng ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiser seyn,
Als daß ich dich mir wieder wünschen wollte.
Serine, komm! Mein Herz bleibt dein;
Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe seyn.
„Ja, Semnon, ja, mein Herz ist dein;
„Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe seyn.“

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes comisches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen:
So gab sein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu besehn.
In Wahrheit, sprach er, ich bin schön!
So viel ich mir geschmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht besser stehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn.
Er kam. Der Aff erschrack, verzerrte das Gesicht,
Stieß an den Hut, und rückte die Perücke;
Und doch glich er dem Junker nicht!

Der Spiegel warf, was er empfing, zurücke,
Ein närrisch haarichtes Gesicht
In einer struppichten Perücke.
Der Junker lacht. Pfuy, hub der Aff erbittert an,
Pfuy, Spiegel, wie du lügst! Was hab ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von seinem Hauchen an,
Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er sehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!

Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magister zu erzählen;
Und diesem konnt es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral,
(Er war gelehrt,) sie zu beseelen.
Nun, sprach er, setzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
Verhüllt sie drauf in Dunkelheit,
Und schmeichelt sich, sie sey nicht helle.

Die Wittwe.

Ein Mährchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den sie so lieb, wie sich, und wohl noch lieber hatte —
Noch lieber? wirft der Spötter ein
Und lachet höhnisch; doch er lache!

Durch eine Spötterey hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf, gewiß zu seyn.
Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treusten, besten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect sie sonst auch finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was sie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Gesund, itzt aber todt in ihren Armen hielt,
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht lassen wollte.
Der Priester kam, der sie besänftgen sollte;
Die ganze Freundschaft kam; doch nichts bewegte sie.
Je mehr man tröstete, je mehr Dorinde schrie.
Man mußte mit Gewalt sie von dem Todten bringen.
Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was sie that; und ein entsetzlich Ach!
War alles, was sie trostlos sprach.
Dieß trieb sie länger noch als vier und zwanzig Stunden.

Indessen hatte sich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geschickt in Holz zu haun.
Er sah Dorindens Schmerz; und theils auf ihr Begehren,
Theils als ein Freund den Seligen zu ehren,
Und seinem Untergang im Tode vorzubaun,
Entschloß er sich, in Holz ihn auszuhaun.

Es glückt des Künstlers weisen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden;
Und Stephan stund in Lebensgröße da.
Ein Meisterstück pflegt bald bekannt zu werden;
Das Volk lief zu und schrie, sobalds den Stephan sah:

Ach Himmel, ach! das ist er. Ja!
Seht nur die lächelnden Geberden!
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, ähnlichers kann nichts gefunden werden;
So sah ich ihn noch jüngst, als er Gevatter stund.

Man brachte den geschnitzten Gatten,
Der noch allein der Wittwe Trost verlieh,
Ins zweyte Stock, wo er und sie
Ein ganzes Jahr vergnügt geschlafen hatten.
Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein,
Und suchte Ruh in Schmerz und Pein,
Und hielts für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
Um seiner ewig werth zu seyn,
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?

So saß Dorinde viele Wochen,
Und hatte, wie mein Währmann sagt,
Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit gesprochen,
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute wars nach so viel bangen Wochen
Das erstemal, daß sie aus ihrem Fenster sah;
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
Schnell kam die Magd mit schlauen Mienen:
„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
„Ein schöner Herr, fast wie der selge Mann;
„Er hat etwas bey Ihnen auszurichten,
„Das er mir nicht vertrauen kann."
Du kannst, sprach sie, nur was erdichten,
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann.
Und kurz, du darfst ihm nur berichten,

Ich wäre krank vor vielem Gram;
Denn ach! kein Wunder wärs —

„Dieß geht nicht an, Madam,
„Er hat Sie schon, indem er angekommen,
„An Ihrem Fenster wahrgenommen.
„Sie müssen mit herunter kommen;
„Der fremde Herr ruht eher nicht.
„Er hat was wichtigs anzubringen.
„Ich dächte doch, Madam, Sie gingen!“

Die junge Wittwe steht bestürzt,
Umarmt mit einem schnellen Feuer
Das Bild, mit dem sie sich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird es seyn? Ein Freyer?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht?
Sie horcht schon an der Thür; allein sie kann nichts hören,
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde spricht.
Der Nachmittag verstreicht. Der Fremde geht noch nicht.
Sollt er denn gar ihr Gast zu seyn begehren?

Dorinde kömmt und zwar allein.
Sie wird sich wohl einmal am Bilde letzen wollen.
Magd, fängt sie an, sprich, was wir machen sollen?
Der Herr will mit Gewalt mein Gast den Abend seyn.
Du mußt geschwind die Kanne Schmerlen sieden.
„Ja, ja, Madam, ich bins zufrieden.“
Dorinde geht zurück. Die Magd durchsucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins, und ruft Dorinden
In aller Angst geschwind heraus.
„Madam, ach lassen Sie sichs klagen!

„Es ist kein hartes Fischholz da;
„Soll ich das Bild herunter tragen,
„Es ist hart Holz, und es zerschlagen?“
Das Bild? Nein, nein — doch — thus nur. Ja. —
Was brauchst du mich denn erst zu fragen?
„Allein das Bild ist schwer, ich kanns allein nicht tragen:
„Zum Fenster gieng es wohl heraus.“
Nun gut, so darfst du ja das Holz nicht erst zerschlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus;
Da darf ich so nicht länger klagen.

Das Fenster öffnet sich; und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuschel.

Der Muschel, die am seichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder fest zusammen zog,
Sah einst, mit Neid und Unverstande,
Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
O Muschel, wie beglückt bist du!
O! daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du hast dein eigen steinern Haus,
Kannst, wenn du willst, es öffnen und verschliessen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weis, du gönnst mir dieses Glück,
In deinem Schlosse Platz zu nehmen.
Ich, sprach sie, sollte mich zwar schämen,

In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That siehts itzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir sich zu verfügen:
So dien ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie schließt ihr Schloß fest zu.
Mach auf, schreyt er, denn ich ersticke.
Bald, spricht sie, will ich dich befreyn;
Sieh erst der Mißgunst Thorheit ein,
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dirs gefällt, zufrieden seyn.

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, eins mußt du mir versprechen
Die Messer und die Gabeln stechen;
Drum rühre keins von beiden an.
„Allein die Scheere, sollt ich glauben,
„Die könnten Sie mir wohl erlauben?"
Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an.

Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verschönerten die Scheere.
Ja, spricht es zu sich selbst, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht so lieb,
So ließ ich sie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer ist mein Vergnügen,

Sie hat ein gar zu schönes Band.
Gesetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte dieß nicht viel zu sagen.
So klein ich bin, so hab ich ja Verstand,
Und also werd ichs immer wagen,
So bald die Mutter nur die Augen weggewandt.
Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich sehe dich bloß an;
O schöne Scheere, laß dich küssen!
Ich rühre ja kein Messer an,
So werd ich doch — Schon griff es nach der Scheere.
Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
Da freylich schnitte mich die Scheere;
Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt.
So sprachs, und schnitt sich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
Ach, hub das Kind fußfällig an,
Es kränkt mich sehr, daß ichs gethan.
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
Damit ich sie nicht mehr begehre,
Und ohne Zwang gehorchen kann.

Oft sind wir Menschen dieses Kind.
Versehn mit billigen Gesetzen,
Die göttlich und uns heilsam sind,
Scheut sich das Herz, sie alle zu verletzen.
Wir unterlassen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig schätzen,
Um die zu thun, die uns am liebsten sind.
Die Reue kömmt. Wir sehn, wie sehr wir fehlen;

Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heißt in vieler tausend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieser Missethat!
Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn,
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien;
Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
Die Jungen groß und stark zu ziehn.

Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
Vielleicht, ich sag es voller Zittern,
Wächst unsre Jugend bloß darum so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel der Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen;
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
(Wer kann sie vor der Luft bewahren?)
Ein Gift in ihren ersten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift.

Vielleicht ist, ohne daß wirs denken,
Auch die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sichs sehr leicht begreifen läßt;
Denn unsre Nerven sind nicht fest.
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.

Du, sprach die Bärinn, kannst noch fragen,
Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seyd?
Nicht liegts an Luft und Milch, und nicht an Obst und Magen.
Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unsern jungen Haufen;
Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
Mit uns, in Hitz und Frost, durch Fluren und durch Wald,
So werden sie gesund und alt.

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menschen einst verjagt,
Weil alle seiner müde waren.
Er floh zum Zevs, und bat um Aufenthalt.
Kaum sah Mercur die lustige Gestalt,
So fühlt er schon die Pflicht, dem Flüchtling beyzuspringen.
„So will dich alle Welt verdringen?
„Du dauerst mich. Komm, hüpf auf meine Schwingen!
„Ich hoffe dich gut anzubringen.
„Komm, Paphos sey dein Aufenthalt!“
Schnell bracht er ihn zur Venus kleinem Knaben.
Hier, Gott Cupido, fieng er an,
Schickt Ihnen Zevs den angenehmsten Mann,
Der schärfer, als Sie, sehen kann;
Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben.
Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
Von dieser Zeit an, seine Pflicht
Sehr selten unterlassen haben.

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank, und wollte doch nicht sterben;
Denn welcher Geizhals stirbt wohl gern?

Er wollte nach dem Doctor schicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genöthigt wär, ihm in die Hand zu drücken,
Und also ließ ers lieber seyn.

Doch mit dem Tod ist gleichwohl nicht zu scherzen,
Der Alte fühlte neue Schmerzen,
Und rief den Priester in sein Haus,
Und bat sich zu verschiednen malen,
Denn dafür durft er nichts bezahlen,
Trost auf dem Krankenlager aus.
Der Priester wollt ihn itzt verlassen.
Ach! bet Er, sprach der Greis, Gott wirds zu Herzen fassen,
Und komm ich von dem Lager auf:
So geb ich ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden lassen.

Ich weis nicht, bat er für den Alten,
Und wann er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menschliche Geschlecht
Sollt einen Geizhals mehr behalten;
Es besserte sich mit dem Alten.

Der Priester wird geruft. Ich weis wohl, sprach der Greis,
Was ich Ihm einst geredt, wenn Ers gleich nicht mehr weis.
Hier seh Er selbst, was ich und meine Frau ersparten;
Ich zeig Ihm nur die seltnen Arten.
Steht Ihm das große Goldstück an?
Da sind sie noch von größerm Werthe;
Doch weil sie Gott mir wunderbar bescheerte,
So hab ich ein Gelübd gethan,

Nicht eins von allen auszugeben,
Und sollt ich hundert Jahre leben.

Will Er nunmehr die Silbermünzen sehn?
Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
Hier hab ich, glaub Er mirs, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zusammen wiegen;
Allein sie mögen immer liegen;
Sie sollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier sieht Er die Zweydrittel stehen;
Da les Er eins für seine Kinder aus,
Und bitt Er Gott um Segen für mein Haus!

Das Testament.

Sohn, fieng der Vater an, indem er sterben wollte,
Wie ruhig schlief ich itzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wissen sollte!
Du bist es werth; und wirst es seyn.
Hier hast du meinen letzten Willen.
So bald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf, und such ihn zu erfüllen;
So ist dein Glück gewiß gemacht.
Versprich mir dieß, so will ich freudig sterben.

Der Vater starb; und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Testament schon auf,

Und las: Mein Sohn, du wirst von mir sehr wenig erben,
Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den setz ich dir zu deiner Nachricht auf.
Mein Wunsch war meine Pflicht. Bey tausend Hindernissen
Befliß ich stets mich auf ein gut Gewissen.
Verstrich ein Tag, so fieng ich zu mir an:
Der Tag ist hin; hast du was Nützliches gethan?
Und bist du weiser, als am Morgen?
Dieß, lieber Sohn, dieß waren meine Sorgen.
So fand ich denn, von Zeit zu Zeit,
Zu meinem täglichen Geschäffte
Mehr Eifer, und zugleich mehr Kräfte,
Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit.
So lernt ich, mich mit Wenigem begnügen,
Und steckte meinem Wunsch ein Ziel.
Hast du genug, dacht ich, so hast du viel;
Und hast du nicht genug, so wirds die Vorsicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichthum? Nein! Das Glück, der Welt genützt zu haben;
Drum sey vergnügt, wenn du dir dieß erwirbst.
So dacht ich, liebster Sohn! so sucht ich auch zu leben.
Und dieses Glück kannst du, mit Gott, dir selber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Ist, ein rechtschaffner Mann zu seyn.

Crispin und Crispine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern schlecht vertragen,
Sind leider schon sehr alte Klagen,
Die man uns oft zu lesen gab.
Doch daß die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattinn plagen,
Sind dieß nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sänger singt sie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkisch widerspricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht.
Doch daß der Mann mit seinem Weibe
Oft als mit einer Sklavinn spricht;
Wie selten straft dieß ein Gedicht!
Daß Weiber nicht zu folgen wissen,
Darüber seufzt und klagt der Mann.
Doch sollte man daraus nicht schließen,
Daß Männer nicht zu herrschen wissen,
Weil ihre Frau so schwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern dem Staate sich ergeben,
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber sorgt der Mann sich grau.
Doch daß die Männer sich dem Kaltsinn gern ergeben,
Nur sich, nicht ihren Weibern leben,
Wie sehr beseufzt dieß manche Frau!
Daß bey dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dieß ist vielleicht nicht selten wahr.
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verstand zu haben, wehren,

Sie durch ihr Beyspiel Thorheit lehren,
Und über Thorheit sich beschweren,
Klingt in der That sehr wunderbar;
Und dennoch ists nicht selten wahr.

Drum, Männer, lest ihr, wie Crispine
So herzlich den Crispin gehaßt:
So legts nicht gleich mit einer Männermiene
Der armen Frau allein zur Last.
Und seyd ihr selbst unglückliche Crispine,
So denkt, wenn euch Crispine haßt:
Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
Und bessert euch. Vielleicht thuts auch Crispine.

Crispine starb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Crispin, ihr Mann, schon nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach!
Wenn wir das Leichencarmen fragen.
Doch viele wollten lieber sagen,
Der Zorn hätt ihn dahin gerafft;
Allein der Zorn ist nicht der Männer Leidenschaft.

Genug er starb, und ward, weil ers so haben wollte,
Daß sein Gebein bey der verwesen sollte,
Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu seiner Frau ins Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet;
Und niemand hätte das vermeynet,
Was nach der Zeit, mehr als zu oft, geschehn.
Die Frau ließ sich bey ihrem Grabe
Des Nachts im Sterbekleide sehn.

Der Küster, und des Küsters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenlauten gehn;
Denn allemal ließ sich Crispine sehn,
Und wies ganz ängstlich nach dem Grabe.

Der Küster wagts den neunten Tag,
Und ruft die sämmtlichen Crispinen,
Macht dreymal erst das Kreuz, und sagt, wer ihm erschienen,
Und forscht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh der Selgen stören mag.
„Hat sie vielleicht im Tode was befohlen?“
Nichts, fieng die Freundschaft an, nichts als den Leichenstein.
Das, ruft der Küster, wird es seyn.

Man läßt geschwind den schönsten Grabstein holen;
Der Steinmetz haut zwey Herzen in den Stein,
Und diese Schrift vom Küster ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb und Treue;
„Der Tod, der sie getrennt, vereinte beid aufs neue.“

Nun wird die Frau doch ruhig seyn?
Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
Erschien sie nur noch mehr, und mit noch bängern Mienen,
Und lief dem guten Küster nach,
Und öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach!
Dieß war es alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?

Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg versehrt,
Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute;
Zur rechten er, und sie zur linken Seite.

Nein, schrie der Küster, umgekehrt!
Ihr, Todtengräber, seyd nicht werth —

Der Sarg ward umgesetzt; allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe störte.
Mich deucht, dieß ist der Schönen Fehler nicht.
Und ist ers ja, wie mancher Spötter spricht:
So ist ers doch im Grabe nicht.

Crispine ließ nicht nach, dem Küster zu erscheinen.
Sie weinte so, wie Schatten weinen,
Wies immer auf ihr Grab, und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Küster doch verstand.
Er ließ noch diese Nacht den Todtengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen,
Und weit davon besonders eingescharrt.
Und noch in Beider Gegenwart
Verschwand die Frau mit heitern Mienen,
Und ist seitdem nicht mehr erschienen.

Der Jüngling und der Greis.

Wie fang ichs an, um mich empor zu schwingen?
Fragt einst ein Jüngling einen Greis.
Der Mittel, fieng er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwey bis drey, so viel ich weis.
Seyd tapfer! Mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,

Ein Feind von Ruh und von Vergnügen,
Und durstig nach der Ehre war.
Seyd weise, Sohn! Den Niedrigsten auf Erden
Ists oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden:
Zu beiden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dieß sind die Mittel großer Seelen.
„Doch sie sind schwer. Ich wills Ihm nicht verhelen,
„Ich habe leichtere gehofft.“
Gut, sprach der Greis, wollt ihr ein leichtres wählen:
So seyd ein Narr; auch Narren steigen oft.

Beurtheilungen

einiger Fabeln

aus den Belustigungen.

Beurtheilungen
einiger Fabeln aus den Belustigungen.

Damit diejenigen Leser, die meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut halten, prüfen können, ob ich Recht habe, wenn ich nicht ihrer Meynung bin: so will ich drey derselben, die noch gar nicht die schlechtesten sind, wählen, und sie beurtheilen. Ich hoffe, zu gleicher Zeit Anfängern in der Poesie einen Dienst zu thun, und sie an meinem Exempel zu lehren, wie sie ihre eignen, oder ihrer Freunde Versuche beurtheilen, und sich nicht so fort mit den Gedanken schmeicheln sollen, daß sie für die Welt schreiben können, weil sie schreiben können.

Die erste Fabel, die ich wählen will, um die Fehler, die darinne begangen sind, um das Müßige, Undeutliche, Weitläuftige, und Gereimte zu zeigen, soll die Lerche seyn, weil ich dieses Stück zu der Zeit, da ich es verfertiget, mit einer besondern Autorliebe betrachtet habe.

Die Lerche.*)

Bey manches Morgens hellem Schimmer
Sang Damons Lerche froh bemüht,
Mit Schmettern durch das ganze Zimmer,
Dem lieben Wirth ein Morgenlied,
Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang
Das ganze Haus erfüllt durchdrang.
Einst lehnt ihr Damon zum Vergnügen
Das Thürchen nicht beym Füttern an,

*) (Belustigungen 1741, S. 557.)

So, daß sie aus dem Bauer fliegen
Und in der Stube flattern kann.
Sie fliegt; und sang sie vormals sehr,
So sang sie itzt noch dreymal mehr.
Auch Vögeln ist die Freyheit lieber,
Als Kerker, welche Gold umzieht.
Sie sitzt so, daß sie gegenüber
In Damons großen Spiegel sieht.
Sie sieht sich selbst, und meynt dabey,
Daß dieses Bild die Schwester sey.
Sie stutzt und regt die kleinen Schwingen,
Bald will sie fort, bald bleibt sie hier;
Dann fängt sie schmetternd an zu singen.
Drauf öffnet Damon bald die Thür.
Da dringt der Schall im Augenblick
Aus dem gewölbten Saal zurück.
Sie läßt sich zwo Minuten stören;
Die Ehrsucht martert ihren Geist.
Sie meynt die Schwester selbst zu hören,
Die ihr der falsche Spiegel weist.
Drauf läßt sie sich mit sich allein
Betrogen in den Wettstreit ein.
Sie singt aus ehrsuchtsvollem Grimme;
Sie zieht, sie trillert, mengt und paart
Der hellen Kehle starke Stimme
Auf hundert und auf tausend Art.
Umsonst ist ihre ganze Müh;
Stets singt das Echo so, wie sie.
Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden,
Sie singt, und will zu ihrer Pein
Eh sterben, als nicht überwinden,
Eh siegen, als am Leben seyn.

Sie singt, allein zu ihrer Schmach:
Das Echo wacht, und thut es nach.
Drauf schießt sie bey dem letzten Zuge,
Die so bethörte Sängerinn,
Mit aufgebrachtem schnellen Fluge
Nach der verhaßten Freundinn hin,
Und stößt sich in der Raserey
Am Spiegel Kopf und Hirn entzwey.
Hier trägt sie Damon aus der Stube.
O! spricht er, da er nachgedacht,
O! kämen die in eine Grube,
Die Ehr und Schatten umgebracht:
So würdest du wohl manchem Held,
Und manchem Weisen beygesellt.

Zuerst will ich die Handlung ausziehen. Eine Lerche singt oft ihrem lieben Wirthe, dem Damon, früh ihr Morgenlied. Einst macht er ihr bey dem Füttern aus Gefälligkeit den Bauer nicht wieder zu, damit sie herausfliegen kann; und nun singt sie noch stärker, setzt sich gegen den Spiegel über, und sieht ihr eignes Bild für einen Nebenbuhler an. Sie singt. Damon öffnet darauf die Thüre, und das Echo dringt aus dem gewölbten Saale in die Stube. Die Lerche glaubt also ihren Nebenbuhler im Spiegel zu hören, und läßt sich mit ihm in einen Wettstreit ein, bis sie endlich, da sie ihn nicht überwinden kann, in der Hitze nach dem Spiegel fliegt, und sich den Kopf zerstößt.

Die Moral. Wenn alle diejenigen, die der Ehrgeiz und ein Schatten umgebracht, sagt Damon, in eine Grube kämen, so müßtest du bey manchem Helden und Weisen liegen.

Die Handlung, an und für sich betrachtet, scheint das Anziehende zu haben, in so weit sie selten, unerwartet, und doch

wahrscheinlich, und endlich ein sinnliches Bild des menschlichen Ehrgeizes ist; betrachtet mit der Moral, scheint sie gewisse Züge oder Theile zu haben, davon man die Deutung nicht wohl einsehen kann. Die Lerche sieht sich selbst im Spiegel, und hält sich für eine fremde Lerche. Recht gut! Sie hört das Echo ihrer Stimme, und hält es für die Stimme ihres Nebenbuhlers. Auch gut! Die Lerche kann Beides in der Fabel thun, weil sie es außer der Fabel zu thun scheint. Ich setze nunmehr einen ehrgeizigen Menschen an die Stelle der Lerche. Er sey ein Autor, ein Held, ein Staatsmann. Er glaubt, durch die Einbildung betrogen, daß er Nebenbuhler habe; diese zu übertreffen, strengt er seinen Ehrgeiz so lange an, bis er darunter erliegt. Ist alles richtig in dieser Vergleichung? Glaubt der Ehrgeizige nur Nebenbuhler zu haben, oder hat er sie nicht wirklich? Er hat sie; und wie der Thor immer noch einen größern Thoren findet, der seinen Werth bewundert: so findet der Ehrsüchtige immer einen noch Ehrsüchtigern, der mit kleinern oder größern Kräften ihn zu übertreffen sucht. Also harmonirt die Fabel nicht genug mit der Moral; oder sie scheint ein Körper zu seyn, der seiner Seele, der Moral, nicht genug angemessen ist. Was ist das Echo, das die Lerche für ihre eigne Stimme hält, in Ansehung des Ehrgeizigen? Das weis ich itzt eben so wenig, als ich es damals mag gewußt haben, da ich die Fabel entworfen. Wir wollen nunmehr die Stellungen der Handlung, oder die einzelnen Theile betrachten, aus denen sie zusammengesetzt ist. Ist alles, was vorgeht, so beschaffen, daß der Erfolg ohne dasselbe nicht wohl hätte geschehen können, oder daß die Erdichtung weniger anziehend geworden wäre? Es ist offenbar, daß theils müßige Theile vorhanden, theils die nothwendigen mit Zierrathen beschweret sind, welche sie nicht heben, sondern nur belästigen.

Warum muß die Lerche erst im Bauer seyn? *Warum* muß *ihr Damon* zum Vergnügen die Thüre offen lassen? Das erste

deswegen, damit sie Damon heraus lassen kann; und das andre deswegen, damit sie in dem Zimmer frey sitzen, und sich im Spiegel sehen kann. War das nöthig in Ansehung des Erfolgs? Nein, sie durfte nur gleich frey im Zimmer seyn, und dem Spiegel gegen über sitzen. Dieses ist also der Punkt, wo die Handlung hätte anfangen sollen, damit sie die Kürze, die nöthige Tugend der Erzählung, erhielte. Folglich sind beinahe die drey ersten Strophen müßig. Die andern Theile sind zwar nothwendig, aber mit verschiedenen kleinen Umständen beladen, welche das Stück nur erweitern, ohne es zu verschönern. Hieher gehört insbesondere die siebente Strophe.

Aus diesen Critiken lassen sich die übrigen von der Art zu erzählen größten Theils schliessen. Sie ist weitschweifig, und eben deswegen matt. Sie will sich durch eingeschaltete Beschreibungen beleben; aber diese Beschreibungen sind zu leer, und ermüden. Sie enthalten nichts, als das ewige Gesinge der Lerche, das eben nicht schön beschrieben ist.

In der Schreibart selbst fehlt das Leichte, Freywillige und Muntre. Braucht man noch zu fragen, warum die Fabel nichts taugt, wenn auch ihr Innhalt noch so gut wäre? Ist es nicht Fehler genug, ängstlich, und gezwungen zu erzählen? Sie ist, wie viele andre aus den Belustigungen, in dem Versmaaße der Ode erzählet. Ich will gern zugeben, daß diese Versart zuweilen von dem Innhalte, zumal von einem ernsthaften, oder dem man das Ansehen des Ernstes geben will, verlanget werden kann; und wir haben gute Exempel von dieser Art. Allein in den meisten Fällen verträgt sich der Zwang der Strophen, der sich immer gleichen Zeilen, der bestimmten Ruhepunkte in den Strophen, nicht mit den Tugenden der Erzählung. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur einen Versuch mit einer guten Fabel, die in freyen Versen erzählt ist, machen, und sie in das Versmaaß der Ode übertragen; wie bald wird man sehen, daß

die besten Stellen verloren gehen; daß dieser Gedanke in einer längern Zeile gesagt seyn will; daß er oft, wenn er nur ein Wort verliert, nicht mehr so natürlich, oder scherzhaft klingt; daß selbst die Länge und Kürze der Zeilen bald den Nachdruck, bald die Anmuth im Erzählen befördert! Und wo ist in der Strophe der Platz zu den Nebenbetrachtungen, zu einer kleinen, im Vorbeygehen angebrachten Spötterey, zu gewissen Wiederholungen und andern kleinen Schönheiten der Erzählung?

Ich will den Beweis von den Fehlern der Schreibart nunmehr im Kleinen geben.

Erste Strophe. Bey manches Morgens; sehr hart und rauh. Hellem Schimmer; hell, ein überflüßiges Beywort. „Die Lerche sang bey manches Morgens hellem Schimmer „froh bemüht dem lieben Wirth ein Morgenlied.“ Was heißt froh bemüht? Mit einer Mühe, die ihr zum Vergnügen ward? Es ist gezwungen, undeutlich, und dem Reime zum Besten gesagt. Eben dieses gilt auch von dem Schimmer des Morgens, der seine Existenz hier dem Zimmer zu danken hat. Das Morgenlied scheint mir hier auch nicht schön zu seyn, ob es gleich gewiß ist, daß die Lerchen des Morgens am stärksten singen; man denkt dabey an das Abendlied. „Und ruhte nicht, „bis daß ihr Klang das ganze Haus erfüllt durchdrang.“ Klang; unnatürlich. Es sollte Gesang heißen. Was bedeutet hier erfüllt? Heißt es der Klang, der das ganze Haus erfüllt hatte, oder mit dem das ganze Haus war erfüllt worden? Setzt man das Participium in dem einen oder in dem andern Falle, nach dem Sprachgebrauche, so wie es hier steht? Niemals. Also ist es undeutlich, oder wider die Grammatik; und sollte erfüllend heißen, wenn ja ein Participium gebraucht werden mußte. Und wenn es beides nicht wäre: so ist es doch überflüßig, weil in dem Worte durchdringen das Erfüllen schon enthalten ist.

Zweite Strophe. „Einst lehnt ihr Damon zum Ver-

„gnügen das Thürchen nicht beym Füttern an.“ Anlehnen ist nicht der rechte Ausdruck, oder es sollte heissen: er lehnte es nicht wieder an; besser: er ließ die Thüre offen. Aber so hätte der folgende Reim, kann, nicht bestehen können. „So, daß „sie aus dem Bauer fliegen und in der Stube flattern kann.“ Das so, daß, ist sehr demonstriret, ist zu gezwungen, oder doch prosaisch. Wenn sie aus dem Bauer fliegt, so weis ich schon, daß sie in der Stube flattern kann; und wenn sie das Letzte thut, muß das Erste geschehen seyn. Ein Umstand ist überflüßig. In der Stube flattern, sagt man auch nicht, sondern lieber herumflattern. Flattern soll hier ein lachender Ausdruck seyn, thut aber keine gute Wirkung. „Und sang sie vormals sehr: „so sang sie itzt noch dreymal mehr.“ Mehr, harmonirt mit dem sehr nicht, sondern mit dem Reime. Es sollte heißen: noch dreymal stärker. Die ganze Strophe ist prosaisch und gedehnt.

Dritte Strophe. „Auch Vögeln ist die Freyheit lieber, „als Kerker, welche Gold umzieht.“ Diese Sentenz steht nicht an ihrem Orte. Kerker paßt zur Freyheit nicht gut. Es sollte Sklaverey heißen. Sie sitzt so, daß; prosaisch. Damons großer Spiegel. Wozu Damons? Kann der Spiegel jemanden anders gehören? Es wäre besser, der Spiegel hätte gar kein Beywort. „Sie sieht sich selbst, und meynt da„bey, daß dieses Bild die Schwester sey.“ Meynt dabey; gezwungen und gereimt. Dieses Bild; was für ein Bild? Es ist ja noch keines da gewesen, auf welches dieses gehen könnte. Also ihr eignes Bild, oder das sie itzt sieht. Die Schwester. Warum Schwester? War es eine Sie? und war die singende Lerche auch eine Sie? Ueberhaupt ist der Familienname Schwester hier nichts artiges, denke ich.

Vierte Strophe. „Sie stutzt und regt, vermuthlich be„wegt, die kleinen Schwingen.“ Klein, ist hier ein sehr über-

flüssiges Beywort. Bald will sie fort; Wohin? Bald bleibt sie hier. Es sollte wohl heissen: Bald will sie auffliegen, bald hält sie sich wieder zurück. Drauf öffnet Damon bald; bald ist geflickt. Die Thür, statt der Thüre, da die folgende Zeile sich mit keinem Vocale anfängt, wie hart! „Da „bringt der Schall im Augenblick aus dem gewölbten Saal zu„rück.“ Da, ist hier prosaisch. Im Augenblick, scheint gereimt zu seyn. Aus dem gewölbten Saal; ist dieser Saal ein Vorsaal? Vermuthlich. Und warum öffnet Damon die Thüre zum Saale? Die Lerche hätte ja davon fliegen können?

Fünfte Strophe. „Sie läßt sich zwo Minuten stören.“ Aber warum nicht mehr, nicht weniger Minuten? Ist zu arithmetisch bestimmt. „Die Ehrsucht martert ihren Geist.“ Der Geist der Lerche, vielleicht auch das Martern ist sehr poetisch und gezwungen. „Sie meynt die Schwester selbst zu hören.“ Die Schwester; weg damit! Selbst ist überflüßig und nur des Versmaaßes wegen da. „Die ihr der falsche Spiegel weist.“ Der falsche Spiegel, weil er die Einbildung der Lerche betrog, kann poetisch richtig seyn; allein ein falscher Spiegel heißt auch so viel, als ein Spiegel, der den Gegenstand nicht getreu darstellt. „Drauf läßt sie sich mit sich allein betrogen in den Wett„streit ein.“ Drauf ist kurz vorher da gewesen. Betrogen; dieses Participium steht hier an keinem guten Orte, und verursacht eine Dunkelheit. In den Wettstreit; nicht den, sondern einen; ist wider die Sprache.

Sechste Strophe. „Sie singt aus ehrsuchtsvollem Grimme.“ Grimm scheint zu viel für das Singen einer Lerche zu seyn. Vor Grimme nach dem Spiegel fliegen, dieses würde man eher sagen. „Sie zieht, sie trillert, mengt und paart der hel„len Kehle starke Stimme auf hundert und auf tausend Art.“ Diese drey Verse betrügen auf den ersten Anblick, und scheinen harmonisch zu seyn. Sie zieht und trillert; geben diese

Worte auch auf die Stimme? Sie zieht und trillert die Stimme; das kann wohl nicht seyn. Aber sie stehen doch so, und also sind es ambigue dicta. Sie mengt die Stimme der Kehle, und paart sie. Wie kann ich eine Stimme mengen? Töne möchten wohl gemenget werden können; und doch wollen mir die gemengten und gepaarten Töne auf hundert und tausend Art gar nicht gefallen. Man sagt auf hunderttausend oder tausenderley Art im gemeinen Leben; und wenn dieses richtig ist, so ist es doch ganz prosaisch. Der Poet muß sich von der Prosa zu entfernen wissen, auch da, wenn er den niedrigsten Styl redet.

Le stile le moins noble a pourtant sa noblesse.

Siebente Strophe. Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden; ist gezwungen gesagt. Es soll heissen: Dennoch fährt sie herzhaft fort. Sie singt und will zu ihrer Pein eh sterben, als nicht überwinden, eh siegen, als am Leben seyn. Sehr heroisch von der Lerche. Aber worauf geht das zu ihrer Pein? Auf das Sterben? Sie will also zu ihrer Pein sterben? Sehr fremd geredt. Dem einzelnen Worte, siegen, sollte nicht die Redensart entgegen gesetzt stehen, am Leben seyn, sondern leben. Es ist natürlicher und verhältnißmäßiger. Wer sieht nicht, daß die Reime Pein und seyn wider das Natürliche dieser Stelle sich empört haben? Aber der Reim ist der Sklave, und der Poet der Herr.

La rime est une esclave, et ne doit qu' obéir.

„Sie singt; allein zu ihrer Schmach.“ Schmach ist nicht das richtige Wort; Schande, Verdruß, Schimpf, oder so etwas. „Das Echo wacht;“ wacht ist unnatürlich. „Und thut es nach;“ thut, ist platt; warum nicht, spricht, singt u. d. gl.?

Achte Strophe. „Drauf schießt sie bey dem letzten Zuge, „die so bethörte Sängerinn, mit aufgebrachtem schnellen Fluge „nach der verhaßten Freundinn hin.“ Drauf, schon wieder!

Bey dem letzten Zuge; was ist das für ein Zug? Der Zug des Athems; oder steht Zug statt Ton? Und was heißt der letzte Zug? Soll es heißen: indem sie den letzten Ton singt, schießt sie nach dem Spiegel? Wer wird so erzählen? Die bethörte Sängerinn; bethört ist kein gewähltes Wort. Mit schnellem Fluge kann man sagen, aber wohl nicht ohne Gewaltsamkeit mit aufgebrachtem schnellen Fluge. Die verhaßte Freundinn, ist langweilig, und wie das hin nicht nothwendig; und woher war sie eine Freundinn von ihr? Sie sah sie ja itzt zum erstenmale. Das Oxymoron, verhaßte Freundinn, ist also hier ein Spielwerk. „Und stößt sich in der Raserey am Spiegel Kopf und Hirn entzwey." In der Raserey; wer wird dieß von der Lerche sagen? Sie ist ja kein Tieger. In der Hitze stößt sie sich also am Spiegel Kopf und Hirn entzwey. Erstlich Kopf; es muß nothwendig den Kopf heißen. Alsdann Hirn für Gehirn ist unerträglich. Und warum muß sich die arme Lerche den Kopf, und auch das Gehirn entzwey stoßen? Ich dächte, das erste wäre genug gewesen? Das Gehirn ist unnöthig, und erweckt einen ekelhaften Begriff. Endlich sagt man nicht, sich das Gehirn entzwey stoßen.

Neunte Strophe. „Hier trägt sie Damon aus der Stube." Wozu wird das Leichenbegängniß erwähnet? Um auf die Grube einen Reim zu haben? Warum trug sie Damon aus der Stube? Warum warf er sie nicht zum Fenster hinaus? Müßiger Umstand! O spricht er, da er nachgedacht. Er muß also erst nachdenken, ehe er seinen Sittenspruch findet? Wäre es nicht natürlicher, er fiele ihm gleich ein? O! kämen die in eine Grube. Das doppelte O! scheint mir zu wichtig für diesen Fall zu seyn. Aber wem sagt er diese Betrachtung? Sich selber, oder sind Leute um ihn? Sollte Damon so figürlich mit sich selbst reden? das ist nicht wahrscheinlich. Genug er sagt: „O kämen die in eine Grube, die Eh-

„und Schatten umgebracht, so würdest du wohl manchem Held „und manchem Weisen beygesellt.“ Was bedeutet Schatten: Den eigentlichen Schatten in Ansehung der Lerche, und den figürlichen in Ansehung des Helden und Weisen; ist also zweydeutig. Manchem Held ist wider die Grammatik; manchem Helden. Beygesellt, lieber zugesellt; wiewohl auch dieses Wort noch nicht das bequemste ist. Die ganze Betrachtung ist zwar die Hauptmoral; aber durch eine gute Wendung wollte man sie doch nur im Vorbeygehen anbringen; und dafür sollte sie natürlicher und nicht so spitzfindig gesagt seyn.

Dieses sind also die Fehler in Absicht auf die Kürze, die Deutlichkeit der Erzählung, und die nöthige Wahl der Sprache. Und wo sind denn nun die Eigenschaften der dritten Tugend der Erzählung, nämlich der Anmuth?

Ich hätte noch viel mehr sagen können, wenn ich strenger hätte critisiren wollen. Indessen wird dieses hinlänglich seyn, den Geschmack und die Beurtheilungskraft der Anfänger zu schärfen, und diejenigen Leser, welche meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut, und mich für eigensinnig gehalten haben, weil ich sie nicht habe herausgeben wollen, zu belehren, daß sie zu flüchtig, und darum zu günstig von diesen Arbeiten geurtheilet. Dieses gilt auch von den folgenden beiden Fabeln. Sie können mit ihren Anmerkungen ein Beweis seyn, daß ich sie, aus Hochachtung für das Publicum und den Geschmack, nicht habe sammeln wollen. Sie waren mir zu der Zeit, da ich sie schrieb, leicht zu vergeben; und es ist ein weit größerer Fehler, daß ich sie damals habe drucken lassen, als daß ich sie nicht besser gemacht habe.

Der Schäfer und die Sirene.*)

Ein Schäfer aus der göldnen Zeit,
Ein Thyrsis im Arkaderlande,
Trieb öfters nach des Meeres Strande,
In ruhiger Gelassenheit.
Sein treuer Hund war sein Gehülfe,
Ein kirres Lamm war seine Lust,
Und, außer einem Rohr von Schilfe,
Ihm weiter kaum ein Glück bewußt.
Er kannte weder List noch Feind,
Und schlief vergnügt auf seiner Matte;
Er wünschte nichts, als was er hatte,
Und war sich selber Glück und Freund.
Ihn rührten keine Schäferinnen;
Gefiel ihm eine bey dem Spiel:
So konnte sie nichts mehr gewinnen,
Als daß sie ihm einmal gefiel.
Doch seiner Ruhe droht Gefahr!
Das Meer zeigt ihm die beste Schöne;
Er wird die nackende Sirene
Mit nie gefühlter Lust gewahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben;
Er sieht, verliert den freyen Sinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.
Zwo blauer Augen Blick und Zug,
Die schmachtend voller Wollust brannten,
Sich nach dem Angriff zaghaft wandten,
Als hätten sie nicht Muth genug;

*) (Belustigungen 1741, S. 82.)

Halb stolze, halb verschämte Mienen,
In denen Ernst, Gefahr und Lust
Einander zu begegnen schienen,
Durchdrangen unsers Schäfers Brust.
Vom runden Kinne bis zur Hand,
Von weißen Hüften bis zur Stirne,
Entzückt ihn diese Wasserdirne,
An der er tausend Anmuth fand.
Nie wird sie reizend gnug beschrieben;
Der beste Riß bleibt ein Versuch.
Kurz: Sie zu sehn und nicht zu lieben,
War, wie man sagt, ein Widerspruch.
Der gute Schäfer steht zerstreut,
Vergißt sich selbst und seine Heerden,
Und klagt mit ängstlichen Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit.
Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?
Ich soll an deiner Seite ruhn?
Ja, Freund, du sollst mein Herz besitzen,
Erbitte mich nur vom Neptun.
Der Schäfer ruft zum Gott der See:
Ein Opfer von zwo feisten Ziegen
Soll dich, Neptun, sogleich vergnügen,
Wofern ich nicht vergebens fleh.
Dir, spricht Neptun, mein Kind zu geben!
O spare Seufzer, Wunsch und Harm!
Ich gäbe dir und deinem Leben
Ein ewig Unglück in den Arm.
Der arme Thyrsis seufzt und weint,
Und klagt mit manchem bangen Schalle
Sein Leid dem nahen Widerhalle,
Bis wiederum Neptun erscheint.

Gut, spricht Neptun, du gleichst den Knaben;
Dich blendet eine Scheingestalt.
Gut, gut, du sollst dein Unglück haben;
Denn du verlangst es mit Gewalt.
Die Nacht befördert Thyrsis Ruh;
Neptunus giebt ihm die Sirene.
Der Schäfer trägt die nasse Schöne
Entzückt nach seiner Hütte zu.
Er weis sein Glück kaum gnug zu schätzen,
Sein mattes Herz wird wieder frisch.
Der Tag erscheint. O welch Entsetzen!
Sirene war halb Mensch, halb Fisch.
O Fabel! meynst du nicht die Welt,
Die früher liebt und eher brennet,
Als sie das Kind zur Hälfte kennet,
Das Aug und Wahn für göttlich hält?
Man liebt der Schönen Mund und Stirne,
Bis der verborgne Fisch uns schreckt,
Ihr eitles Herz, ihr leer Gehirne
Die Fehler unsrer Wahl entdeckt.

Auch diese Erzählung hat viel Müßiges, viel Mattes, und einen gewissen Firniß, der das Auge blendet. Ein Arkadischer Schäfer sieht eine Sirene auf der See, verliebt sich in sie, hält bey dem Neptun um sie an, und bekömmt sie. Dieß sind die Haupttheile der Erzählung, welche die Deutlichkeit befiehlt, und die Kürze billiget. Die Theile sollen nun ausgebildet und verschönert werden, damit sie, gleich als auf dem Gemälde, genug ins Auge fallen, jedes nach seinem Bedürfnisse, nach der Wahrscheinlichkeit; aber auch nach der Hauptsache. Der Schäfer, die *erste Person der Handlung*, was will man von ihm wissen? *Wie ruhig und zufrieden* er mit seinem Stande war? Nein.

man will ein Zuschauer von der Begebenheit seyn, wie er die Sirene erblickte, und sich in sie verliebte. Wäre also die Beschreibung von seiner schäferischen Zufriedenheit auch noch so schön: so würde sie doch eben deswegen wieder nicht gut seyn, weil sie hier nicht nöthig war, von der Sache, die vorgieng, nicht befohlen wurde, und die Aufmerksamkeit zu lange auf sich zog.

Que jamais du sujet, le discours s'écartant,
N'aille chercher trop loin quelque mot éclatant.*)

Die zweyte Hauptperson ist die Sirene. Was will man von dieser wissen? Wie schön sie war? Ja; aber unter der Bedingung, daß die Beschreibung unsre Erwartung übertreffen, daß sie nicht alltäglich seyn, daß sie nicht durch ihre Länge einschläfern muß. Die eingeschaltete Beschreibung der Sirene ist nicht neu; sie ist lang und starr. Ihr Verhalten bey der Liebeserklärung des Schäfers ist das Merkwürdigste, was man wissen will, und worauf man, wenn man von so einer Handlung ein Zuschauer wäre, am meisten Acht haben würde. Dieses Verhalten würde sich durch ihre Mienen und Geberden, durch ihre kleinen Listen, daß sie thäte, als merkte sie den Schäfer nicht, daß sie sich auf der See mit einer gewissen angenommenen Sorglosigkeit etwas zu thun machte, daß sie bald ihre Locken zurückschlüge, bald im Schwimmen ihrer Schönheit eine neue Anmuth gäbe, und endlich dadurch offenbaren, daß sie mit ihm so redte, daß er hoffen und fürchten müßte, um ihn desto gewisser zu fesseln. Dieses Gemälde, weil es Handlung enthielte, würde einnehmender seyn, als die todte Beschreibung ihrer Augen, ihrer Stirne, ihrer weißen Schultern; würde aus der Materie selbst entsprossen seyn, und nichts als Wahl und Feinheit erfordern. Auf diese Weise hätten die beiden Hauptgegenstände der Erdichtung schön gezeigt werden können; und so hätte zugleich die Erzählung anstatt der ernsthaften Miene, die ihr nicht läßt, die

*) *Boileau* A. P. Ch. I. v. 180.

lachende und muntere, die sie verlangt, bekommen können. Der Theil der Handlung, da der Schäfer den Neptun bittet, und wieder bittet, ist in der Fabel mit kleinen Umständen beschweret, die nicht einnehmen. Man will wissen, ob der Schäfer die Sirene bekommen wird; aber man will es bald wissen. Wie es uns in der Natur als Zuschauern würde beschwerlich gewesen seyn, wenn der Schäfer und Neptun ein langes Gespräch mit einander gehalten, und unsrer Neugier Gewalt angethan hätten: so wird es auch in der Nachahmung beschwerlich. Und das heißt eben Geschmack, stets das Gehörige, das Beste zu wählen, nicht zu viel, nicht zu wenig, und doch das zu sagen, was das Vorzüglichste war. Ich will es zugeben, daß die Erzählung hin und wieder einige feine Züge hat. Aber wie wenig ist das, wenn die Hauptschönheit fehlt?

C'est peu qu'en un ouvrage, où les fautes fourmillent,
Des traits d'esprit semés de tems en tems petillent.
Il faut que chaque chose y soit mise en son lieu;
Que le début, la fin, repondent au milieu;
Que d'un art délicat les piéces assorties
N'y forment qu'un seul tout de diverses parties.*)

Dieses gilt von jedem Werke des Geschmacks, und von der kleinen Fabel so wohl, als von der größern; ja von der kleinen um desto mehr, je geschwinder der Fehler an einem kleinen Werke in die Augen fällt. Den Fehler, daß der Schäfer nicht eher als am Morgen sieht, wer seine Sirene war, will ich nicht tadeln, da er schon lange von andern ist getadelt worden.**)

*) Ebendas. V. 175. **) Der Engländer Denis (S. Select Fables by Mr. Charles Denis. London 1754. auf der 203. S.) hat eben diesen Fehler begangen. Er sagt von dem Schäfer:

And now possest of all her charms,
He thinks himself the happiest man in life;
But oh! at morn he found within his arms
A monster for a wife.

Die Erzählung leidet mehr als eine Moral, nachdem sie gewendet wird. Man kann sagen: Eine Schöne, die vor der Hochzeit eine Göttin war, ist nach derselben oft ein schönes Ungeheuer. Man kann sagen: Wir treffen die Wahl bey unsrer Liebe sehr übereilet; wir sehen auf den äusserlichen Reiz, und untersuchen nicht, ob unter ihm nicht ein böses Herz verborgen liege. Man kann die Moral von einer andern Seite nehmen und sagen: Wenn uns die Götter stets unsre Wünsche gewährten, so gewährten sie uns nicht selten unser Unglück. Oder: unsre liebsten Wünsche sind oft die größten Thorheiten. Diejenige Deutung wird die beste seyn, die am natürlichsten aus der Erzählung fließt, und die zugleich ihres innern Werthes wegen die andern übertrifft. Es ist wahr, der Liebhaber führt oft in seiner Braut, übereilt durch seine Wahl, betrogen durch die Augen und Einbildung, ein verkleidetes schönes Unthier nach Hause. Aber so wahr es seyn mag, so würde ich doch diese Bedeutung der Fabel nicht wählen; entweder weil es zu wahr ist, oder weil es eben so wahr ist, daß sich die Liebhaberinnen oft nicht weniger betrügen. Es scheint mir also eine Art der Ungerechtigkeit in dieser Klage enthalten zu seyn. Die Deutung, daß nach der Hochzeit aus der angenehmen Braut bald eine kleine Furie wird, scheint mir mit der Erzählung nicht genau übereinzustimmen, wenn man dem Schäfer nicht ein förmliches Beylager andichten will. Es würde folglich nach meinem Geschmacke die letzte Moral die vorzüglichste seyn, nämlich daß unsre feurigsten Wünsche im Grunde oft Thorheiten sind.

Ich komme nunmehr zu den Anmerkungen über den Ausdruck und Ton der Erzählung. Sie ist wieder in dem Versmaaße der Ode abgefaßt, und um wohlklingende Strophen zu machen, habe ich das Freye und Natürliche im Erzählen vernachlässiget.

Erste Strophe. „Ein Schäfer aus der güldnen Zeit, etc.

„Thyrsis im Arkaderlande:" die zweyte Zeile ist müßig, und das ein Thyrsis, das dialogisch schön seyn soll, eben nicht schön. Würde man gern in Prosa erzählen: Ein Schäfer, ein Thyrsis in Arkadien, trieb öfters — Giebt es außer Arkadien auch Thyrsis? Oder dichten wir unsre Schäfer, wenn wir welche schaffen, nicht in dieses Land hinein, oder aus ihm heraus? Will man sagen: es kann ja wohl in Arkadien viele Thyrsis geben; nun so heißt ein Thyrsis, der Bedeutung nach, nichts mehr als ein Schäfer, und dieß steht in der ersten Zeile. Im Arkaderlande; nicht gut gesagt, so wie man nicht sagen würde, im Sicilerlande. Kurz, man erinnert sich bey dem Arkaderlande an das alte Lied: Der tapfre Fürst im Bayerlande. „In ruhiger Gelassenheit." Dieser Vers ist sehr nachgeschleppt; er sollte in den Gedanken hineingeschoben seyn, und also vor dem Meeresstrande stehen. Gelassenheit ist zu wenig; Zufriedenheit sollte das Wort sein. Durch das Wort ruhig wächst die Idee der Gelassenheit, oder ihr Nachdruck nicht. Ueberhaupt ist Gelassenheit nicht das rechte Wort. „Sein treuer Hund war „sein Gehülfe u. s. w." Diese vier Zeilen, und die nächstfolgenden viere aus der andern Strophe sind ein Zierrath, der nicht zur Sache gehört. Der Schäfer mochte das seyn und haben oder nicht, was in dieser Beschreibung steht: so konnte er sich doch allemal in die Sirene verlieben. Endlich setzt man voraus, daß ein arkadischer Schäfer ein zufriednes Geschöpf ist; man muß es daher nicht weitläuftig erweisen, sondern nur im Vorbeygehen erwähnen, wenn es nicht die Absicht der Materie besonders befiehlt. Es mag also diese Beschreibung, einzeln betrachtet, noch so gut seyn: so ist sie es hier doch deswegen nicht, weil sie nicht das Bedürfniß des Stücks, sondern des Poeten ist, der seine Geschicklichkeit im Beschreiben ohne Ruf hat wollen sehen lassen; das heißt Quintilian lasciviam ingenii, wenn er den Ovid von dieser Seite her tadelt. Was überflüßig ist, ist allemal verwerflich,

wenn es auch noch so schön wäre; und diese Beschreibung ist unstreitig überflüssig, und zu lang.

— Recideret omne quod ultra
Perfectum traheretur —

sagt Horaz *) vom Lucil, wenn er wieder aufstehen und seine Gedichte verbessern sollte. Endlich verräth das Rohr vom Schilfe den Reim zu sehr. „Er kannte weder List noch Feind." Das versteht sich. In Arkadien betrügt und verfolgt man sich nicht. „Er schlief vergnügt auf seiner Matte;" ist wenig gesagt. „Er wünschte nichts, als was er hatte." Diese Beschreibung würde genug zu dem Charakter des Schäfers gewesen seyn, wenn sie richtiger gesagt wäre. „Und war sich selber Glück und Freund." Was soll Freund hier heissen? Er liebte sich selbst am meisten? Nein, und also dieses: er brauchte und suchte keine Freunde. Das ist wider die Natur, und also auch wider die Natur der Schäfer. Thyrsis wäre ein Anachoret, und kein Schäfer gewesen, wenn dieser Umstand wahr seyn könnte.

Dritte Strophe. „Doch seiner Ruhe droht Gefahr! „Das Meer zeigt ihm die beste Schöne." Das Beywort beste ist matt. „Er wird die nackende Sirene mit niegefühlter Lust „gewahr." Mit niegefühlter Lust; worauf bezieht sich diese Lust? Ueberhaupt auf alle seine Lust, die er je empfunden? Oder soll er sonst schon die Sirene gesehen, und nie so viel bey ihrem Anblicke empfunden haben? Es ist also zweydeutig; redarguet ambigue dicta. Er verliert den freyen Sinn, anstatt seine Freyheit, ist gezwungen und unrichtig.

Die vierte und fünfte Strophe enthalten wiederum eine gedehnte Beschreibung der Sirene. „Zwo blauer Augen Blick „und Zug, die schmachtend voller Wollust brannten, sich nach

*) L. I. Sat. 10. und Boileau A. P. Ch. I. v. 61.
Tout ce qu'on dit de trop est fade et rebutant.
L'esprit rassassié le réjette à l'instant.

„dem Angriff zaghaft wandten, als hätten sie nicht Muth ge„nug.“ Zwo blauer Augen; nicht zwo, sondern zwey. Sagt man: Doris hat zwey schöne blaue Augen? Kann sie derselben wohl mehr oder weniger haben? Ein Paar blaue Augen; ja, das spricht man. Der Blick und Zug dieser blauen Augen durchdrangen die Brust des Schäfers. Was ist der Zug der Augen? Soll es das Anziehen heißen, so ist es erbärmlich gesagt. Und wie kann das Anziehen der Augen die Brust durchdringen? Ich mag wohl nicht viel dabey gedacht haben; sonst würde mehr Klarheit in dem Ausdrucke seyn.

Ce que l'on conçoit bien, s'énonce clairement,

Et les mots, pour le dire, arrivent aisément.*)

Diese Augen brannten voller Wollust; gut. Sie brannten schmachtend voller Wollust. Geht schmachtend auf voller Wollust, oder bezieht es sich aufs Brennen? — „Sich nach dem „Angriff zaghaft wandten, als hätten sie nicht Muth genug.“ Erst sind die Augen Flammen, nun werden sie so gleich Streiter. „Halbstolze, halbverschämte Mienen, in denen Ernst, Gefahr „und Lust einander zu begegnen schienen.“ Welches Gemälde der Mienen! Halb stolz, halb verschämt, dieß läßt sich denken, und also auch malen. In diesen Mienen ist über den Stolz und die Verschämtheit erstlich Ernst. Was heißt Ernst hier? Eine ernsthafte Miene? Diese ist schon im Stolze. Oder heißt Ernst, weil Gefahr darauf folgt, gar so viel als Muth? Oder ist es dem Scherze entgegen gesetzt, und heißt also: es war den Mienen ein Ernst, den Schäfer zu rühren? Das weis ich nicht, und mag es auch nicht wissen. In diesen Mienen begegnen also erst der Ernst, und dann die Gefahr, und auch die Lust einander. Was ist Lust? Heißt es Freude, Vergnügen, Reiz, oder Wollust? Vermuthlich das Letzte? Und wie begegnen denn nun

*) *Boileau A. P. Ch. I. v. 153.*

diese personificirten Begriffe einander? Brust, anstatt Herz, ist sehr hoch bey dieser Gelegenheit, und durchdringen ist eben nicht schön. Ihre Blicke, ihre Mienen durchdringen meine Brust. Hört man keinen Zwang bey diesem Ausdrucke? „Diese Wasserbirne,“ ein garstiges Wort, des Reims wegen herbeygezogen, „entzückt ihn vom runden Kinne bis zur Hand, von „weißen Hüften bis zur Stirne.“ Nicht viel Idee, und sehr viel Worte. So verliert sich unter der Menge von Blättern eine unreife Frucht. Warum fängt die Beschreibung vom Kinne an zu visiren, bis auf die Hand? Man sagt vom Haupte bis zum Fuße, und vom Fuße bis zum Haupte, weil dieses die äußersten Theile sind, die einander entgegen stehen; aber das Kinn und die Hand sind es nicht. Das Kinn, in so weit es bloß rund ist, ist eben noch nicht schön; ich kann eben so wohl der runde Arm sagen. Da das Kinn ein Beywort hat, warum es den Schäfer entzückt: so sollte die Hand ebenfalls ein Beywort, oder eine kleine Erhöhung haben. „Von weißen Hüften bis zur Stirne.“ Erstlich fehlt der Artikel den, von den weißen Hüften, der nach den Sprachgesetzen hier durchaus nicht fehlen kann. Ferner ist das Beywort weiß wieder kein ausdrückendes eigenthümliches Beywort. Sind nur die Hüften weiß? Nicht auch die Hand und die Stirne? Endlich sollte die Stirne ebenfalls ein Beywort haben, wie die Hüften eins hatten. Die Hüften und die Stirne stehen auch in keinem Verhältnisse, und das Wort Hüften ist wider den willkührlichen Wohlstand. „An der er tausend „Anmuth fand.“ Nachdem schon die Wirkung, das Entzücken, vorhergegangen, kömmt endlich die Ursache hintennach geschlichen, daß er tausend Anmuth an der Schönen fand. Ueberdieses ist das finden, und das tausend sehr prosaisch. „Nie „wird sie reizend gnug beschrieben.“ Das sieht man aus der Beschreibung selber. „Der beste Riß bleibt ein Versuch.“ Riß, Abriß, Abbildung, nicht gut. Versuch; es sollte hier un-

streitig heißen, unvollkommenes Gemälde, Schattenwerk, u. d. gl. Beide Verse stehn der folgenden wegen da: „Kurz, sie zu sehn „und nicht zu lieben, war, wie man sagt, ein Widerspruch.“ Kann ich sagen: Ich sah das Frauenzimmer, sie war außerordentlich schön, und es war ein Widerspruch, sie zu sehen und nicht zu lieben? Oder würde man nicht sprechen: und es war mir unmöglich, sie zu sehen und nicht zu lieben? Im Präsenti kann der Ausdruck richtig seyn: sie zu sehen und nicht zu lieben, widerspricht sich; und doch würde ich nicht sagen, ist ein Widerspruch, lieber, etwas widersprechendes.

Sechste Strophe. „Der gute Schäfer steht zerstreut, vergißt sich selbst und seine Heerden.“ Erst die Heerden, und dann sich. Wenn ich mich vergesse, so ist es nichts neues, daß ich das vergesse, was um mich herum ist. „Und klagt mit ängstlichen Geberden der Schönen seine Zärtlichkeit.“ Aengstlich ist zu hoch getrieben; und ängstliche Geberden rühren auch nicht sehr. Warum nicht lieber schüchterne, furchtsame Geberden: Diese sind der geschwinden Liebe eigen. „Dich, rief das „Kind, kann ich erhitzen?“ Was für ein Kind? Die Sirene? Die Schöne also, oder das schöne Kind; und nicht das Kind allein. Kann ich erhitzen, ist sehr romanenmäßig, eben so wohl als das, an deiner Seite ruhn. Der Schäfer hat ja noch nicht gesagt, daß sie an seiner Seite ruhen soll; warum ist sie so voreilig? Sollte eine Sirene nicht schlauer antworten? Ich dächte es.

Siebente Strophe. „Der Schäfer ruft zum Gott der „See: Ein Opfer von zwo feisten Ziegen.“ Warum feist und nicht fett? und warum ein Opfer von Ziegen? Opfern etwan die Schäfer dem Neptun eingeführtermaßen Ziegen, oder werden ihm nicht vielmehr Stiere und Pferde geopfert? Und warum zwo? „Soll dich, Neptun, so gleich vergnügen.“ Das so gleich ist sehr pünktlich, contractmäßig, und verräth eine große

Meynung von seinem Opfer; und das vergnügen ist sehr gezwungen, und wegen der Ziegen aufgesucht. „Wofern ich „nicht vergebens fleh;" klingt zu drohend. „Dir, spricht Nep„tun, mein Kind zu geben?" Neptun redet hier wie ein guter ehrlicher Bürger. Ist die Sirene seine Tochter? „O spare „Seufzer, Wunsch und Harm!" In dieser Zeile drückt sich Neptun poetischer aus. Er redet in der Figur, die man Gradation oder Cumulation nennt; aber sie ist ihm nicht recht geglückt. Spare deine Seufzer und deine Wünsche, hätte er sagen können; aber spare deinen Harm, dieß hat er des Reims wegen gesagt, sonst würde er das undialogische Wort nicht gebraucht haben. „Ich gäbe dir und deinem Leben ein ewig Un„glück in den Arm." Daß er ihm das Unglück in den Arm gäbe, wäre schon genug; aber seinem Leben in den Arm, da hat Neptun gar nichts gesagt.

„Der arme Thyrsis seufzt und weint." Thränen möchte Thyrsis wohl vergießen, nur nicht weinen. „Und klagt mit „manchem bangen Schalle sein Leid dem nahen Wiederhalle, „bis wiederum Neptun erscheint." Mit manchem bangen Schalle, ist gereimt und hart. Dem nahen Wiederhalle; wo war der Wiederhall? auf der See, oder auf der Flur? „Bis „wiederum Neptun erscheint." Wenn ich auch die Versetzung des wiederum nicht tadeln will, so ist es doch wenigstens kein Wort für die Poesie. In wie langer Zeit ist Neptun nicht wiederum erschienen? Hat der Schäfer stets dem Wiederhalle sein Leid indessen geklagt? Die Antwort des Neptuns ist den Versen nach gut, dem Innhalte nach sehr philosophisch und docirend.

„Die Nacht befördert Thyrsis Ruh." Ist Ruhe hier der Schlaf, weil die Nacht die Ursache davon ist, oder heißt es Vergnügen, Glück? „Neptunus giebt ihm die Sirene." Auf was für Weise? „Der Schäfer trägt die nasse Schöne entzückt nach „seiner Hütte zu," und merkt es also nicht, daß sie halb Fisch

ist? nicht eher, als bis der Tag erscheint? „Sein mattes Herz wird wieder frisch.“ Gezwungen, und mehr noch als gezwungen!

„O Fabel! meynst du nicht die Welt, die früher liebt und „eher brennet.“ Welt, es geht ja nicht auf die ganze Welt, sondern nur auf die Mannspersonen. Das brennet ist kein schönes Wort, und sagt ohnedem nichts mehr, als das liebet. „Als sie das Kind zur Hälfte kennet, das Aug und Wahn für „göttlich hält.“ Das Kind anstatt Schöne; unnatürlich. Zur Hälfte kennet; ist unedel ausgedrückt. Aug ohne Artikel, und statt die Augen, ist hart. „Man liebt der Schönen „Mund und Stirne.“ Hier sind die Theile für das Ganze, für das Gesicht gesetzt; aber mit eben dem Rechte könnte man auch sagen, die Augen und Wangen. Der Mund und die Stirne sind nicht die vornehmsten Theile; und wenn sie noch so schön wären, und das Gesicht wäre mit einer ungestalten Nase bedeckt, so würde es wohl nicht gefallen. Indessen will ich dadurch nicht leugnen, daß man sich in einzelne Theile, in ein Paar schöne Augen, in einen schönen Mund verlieben kann; allein daß die Stirne hier dem Reime Gehirne zu Liebe da steht, dieß ist offenbar.

Ich will es genug seyn lassen. Glaubt man, daß ich zu strenge gewesen bin, so antworte ich, daß man gegen das Mittelmäßige nie zu strenge seyn kann. Nur alsdann verdienen wenige und kleine Fehler Nachsicht, wenn sie durch große Schönheiten vergütet werden.

Der Sperling und die Taube.*)

Ein Vogel unverschämter Zucht,
Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht,
Ein Sperling half den frommen Tauben
Oft ihre Kost vom Schlage rauben.
Früh, wenn beym ersten Sonnenschein
Der Hauswirth sang und Futter streute,
Fand er sich an des Schlages Seite
Mehr frech als scheu zum Frühstück ein.
Die Tauben sagten erst kein Wort;
Dann scheuchten sie den Fremdling fort;
Doch kam das schelmische Gefieder,
Wo heute nicht, gleich morgen wieder.
Drauf nahm sich aus dem Taubenchor
Die ältste von den stillen Thieren,
Des Unrechts ihn zu überführen,
Mehr redlich, als gekünstelt vor.
Sie war des ganzen Schlages Preis,
An Hals und Brust wie Schnee so weiß;
Im blauen Schwanz und blauen Flügeln
Schien sich ihr Mann oft zu bespiegeln.
Sie trug die Brust gewölbt und frey,
Die schönsten Latschen an den Füßen;
Sie konnt auch alt noch zärtlich küssen,
War schön, und doch dem Manne treu.
Noch größre Dinge zierten sie.
Sie hatte mit geschickter Müh
Wohl zwanzig Kinder auferzogen,
Die ihr zum Ruhm im Schlage flogen.

*) (Belustigungen 1742, I, S. 100.)

Sie nahm sie zeitig mit ins Feld,
Sie ließ sie nie zu Schaden fliegen.
Die Körner, die in Furchen liegen,
Die, lehrte sie, sind euch bestellt.
   Von dieser wird das Werk gewagt.
Der Sperling kömmt, noch eh es tagt.
Nicht ungestüm und auch nicht blöde
Setzt sie den fremden Gast zur Rede.
Bist du, so fragt sie, tugendhaft?
Mit deiner Nahrung unzufrieden,
Nimmst du, was mir und den beschieden?
Dieß ist der Bösen Eigenschaft!
   Der Sperling ward so gleich gerührt;
Nur bin ich noch nicht überführt,
Ob mehr ihr Ansehn, oder Sagen,
Zu diesem Siege beygetragen.
Die Ueberzeugung war geschehn;
Ihm fällt das Korn aus seinem Munde.
O, spricht er, gleich von dieser Stunde
Sollst du mich nun verändert sehn!
   Er hält sein Wort auch ohne Schwur,
Und zwingt die lüsterne Natur;
Und ob er öfters füttern sahe,
Kam er doch nie dem Schlage nahe.
Die Gärten stillten seine Lust;
Denn junge Schoten auszureißen,
Die besten Kirschen anzubeißen,
Hat nie ein Spaz so gut gewußt.
   Einst frißt er in der schönsten Ruh.
Da sieht ihm unsre Taube zu,
Und spricht: Wie klug weißt du im Sitzen
Der Fremden Frucht bequem zu nützen?

Der Sperling hüpft sogleich empor:
Nun, schreyt er, kannst du mich noch hassen?
Hab ich mein Laster nicht gelassen?
Bin ich nicht frömmer, als zuvor?
   Du frömmer? rief die Taube nach,
Du bist noch eben deine Schmach,
Du bist, wie sonst, der geile Fresser,
Und scheinst dir nur vergebens besser.
Dir wohnt dein böser Trieb noch bey;
Du stillst ihn nur mit andern Dingen,
Und suchst dir schmeichelnd beyzubringen,
Daß deine Brust gebessert sey.
   Bald, Plato, trifft dein Ausspruch ein:
Die Tugend scheint ein Tausch zu seyn;
Ein Laster wird itzt ausgetrieben,
Ein andres fängt man an zu lieben.
Der Weichling flieht den geilen Scherz,
Wird karg, und nennt sich fromm und klüger.
Wer ist der listigste Betrüger?
Ists nicht des Menschen eignes Herz?

ie ganze Anlage. Ein Sperling frißt oft den Tauben futter weg. Eine der Tauben wagt es, ihm seine Unbil t vorzustellen. Er verspricht Besserung. Sie sieht ihn dar uf einem Kirschbaume sitzen; und er fragt, ob er nicht sein gehalten hätte, und frömmer geworden wäre? Sie ant t ihm: Nein, denn du hast noch die vorige Neigung, und sie nur mit andern Dingen. Die Moral: Unsre Tugend e meistenmale ein Tausch. Man verläßt ein Laster, und dafür ein andres. Welcher Betrug!
esetzt, diese Erfindung wäre richtig und sinnbildlich genug: irde sie doch nicht gefallen. Das Anziehende fehlt ihr. Alle

ein das Richtige und Allegorische scheint ihr auch zu fehlen. Was soll z. E. der Sperling fressen, wenn er auf den Bäumen und auf dem Felde gar keine Frucht berauben soll? Und wenn er dieses thun darf, so ist seine Handlung kein Bild einer unerlaubten menschlichen Handlung. Ich sage: „Der Weichling flieht „den geilen Scherz, wird karg, und nennt sich fromm und klü„ger.“ Dieses Exempel hat keinen Gegenstand an dem Sperlinge. Der Sperling hat seine Neigung mit keiner andern vertauscht. Er ist immer noch genäschig. Er stillt seine Neigung der Leckerey nur durch andre Dinge. Aber dieß alles bey Seite gesetzt; ist die Ausführung, die Art zu erzählen gut? Nichts weniger. Die Erzählung hat wiederum viel Müßiges und Langweiliges; z. E. die Beschreibung der Taube in zwo Strophen. Es ist ferner zu weit bey der Erzählung ausgeholt. Ein Fehler, den viele meiner Fabeln in den Belustigungen haben! Anders zu reden, die Fabel ist nicht kurz genug, weil Umstände eingeschaltet sind, ohne welche man das Folgende hätte verstehen können. Sollten diese Umstände ja nothwendig scheinen, so mußten sie munter und lebhaft gesagt werden; und alsdann hätte man sie des Muntern wegen ungern entbehret. Dieß habe ich nicht gethan. Es ist trockner Ernst. Alles, was in den ersten vier Strophen und in der Hälfte der fünften steht, sollte, wenn der Anfang der Erzählung aus dem Gesichtspunkte der Absicht bestimmt wird, so eingerichtet seyn: Ein Sperling fraß oft den Tauben das Futter mit weg. Eine von den Tauben redte ihn deswegen also an. Ich weis auch nicht, warum der Redner eben eine Taube, und kein Tauber ist. Der letzte scheint mehr Recht dazu zu haben.

Die Sprache der Erzählung. Sie ist zu trocken und schwerfällig. Sie ist nicht munter, nicht naif. Fehlers genug! *Sie ist gezwungen*, oft von dem Reime, oft von dem Sylbenmaaße, *selten* von der Sache erzeugt.

Erste Strophe. „Ein Vogel unverschämter Zucht.“ Eine gezwungene Beschreibung! Was heißt Zucht? Heißt es von einem unverschämten Geschlechte, oder soll Zucht Sitten bedeuten? „Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht;“ sollte heißen, als arbeitet. Stehlen gefällt mir auch nicht. „Ein Sperling „half den frommen Tauben oft ihre Kost vom Schlage rauben.“ Half rauben, anstatt, er raubte, ist der liebe Reim. Half rauben, heißt, er raubte mit andern. Wo steht etwas davon? Soll der Leser mehr Sperlinge oder andre Vögel in Gedanken hinzusetzen? „Früh, wenn beym ersten Sonnenschein der Haus„wirth sang und Futter streute, fand er sich an des Schlages „Seite mehr frech als scheu zum Frühstück ein.“ Beym ersten Sonnenschein; nicht gut gesagt, zu prosaisch; ferner nicht nöthig, außer weil der Reim ein den Sonnenschein verlangte. Der Hauswirth sang; dieser kleine Umstand hätte, da er nichts zur Sache beyträgt, wenigstens nicht so vorherlaufen, sondern lieber durch singend angegeben werden sollen. Futter streute; fütterte, wäre natürlicher, aber so hätte ich nicht Seite darauf reimen können. Mehr frech als scheu. Welcher Gegensatz! Welches Gedrechselte! Warum nicht lieber dreist, unverschämt? Er fand sich zum Frühstück ein. Das sich einfinden und das Frühstück, welches die Sprache munter machen soll, sticht zu sehr gegen den Ernst der vorhergehenden Rede ab. Das heißt, auf eine dunkle Farbe gleich eine sehr helle erscheinen lassen, ohne daß sie sich verlaufen.

Die ganze zweite Strophe ist nicht nöthig. Und wenn der Umstand nöthig wäre, müßte er kürzer zusammen gezogen seyn. Fremdling ist nicht das rechte Wort. Der Sperling ist der Taube kein Fremdling. Schelmische Gefieder. Was ist hier Gefieder? Wo heute nicht, gleich morgen; langweilig. Das Taubenchor ist sehr poetisch. Im Scherze gieng es an. „Die ältste von den stillen Thieren.“ Wer wird die

Tauben durch stille Thiere beschreiben? So kann ich die Hüner, die Schafe und alles ebenfalls stille Thiere nennen. Lieber nichts gesagt, als die Idee von den Tauben beschwerlich gemacht. Aber ich mußte auf überführen reimen. „Mehr redlich als gekünstelt vor." Wozu das? Den Vers voll zu machen. Soll das gekünstelt eine Satyre auf die schlechten Redner seyn? Wer konnte sie hier erwarten? Wie sind redlich und gekünstelt einander entgegen gesetzt? Natürlich gieng nicht in den Vers. Wie kann ich mir gekünstelt etwas vornehmen? Das weis ich nicht. Gekünstelt etwas thun, das geht an, und die ganze Fabel ist ein Beweis davon.

Nun kömmt die langweilige Beschreibung der Taube. Gesetzt, sie wäre überhaupt gut: so ist sie doch an diesem Orte zu lang. Der Leser wird aufgehalten und ermüdet. Dieß ist nicht die Absicht der Beschreibungen. Wer schmückt kleine Theile so aus, daß sie das Auge von den größern und wichtigern Theilen abziehen? War der Schmuck hier nöthig? Die Taube mochte schön seyn oder nicht; sie konnte sagen, was sie saget. Ihr sittlicher Lobspruch in der folgenden Strophe scheint sich mehr mit der Absicht zu vertragen. Einer Taube, die einen so guten bürgerlichen Charakter hat, läßt es am natürlichsten, dem Sperlinge eine Strafpredigt zu halten. Aber warum straft sie ihn? Darum, daß er ihr das Futter vom Schlage wegfraß. Braucht man, dieses zu thun, einen moralisch guten Charakter? Endlich, ist die Beschreibung schön? Sie kann es nicht seyn, wenn sie zu lang und außer ihrem Orte ist. Wir wollen sie nach ihren einzelnen Zügen durchgehen, und nach den Farben. „An Hals „und Brust wie Schnee so weiß." Sie hatte also einen weißen Hals. „Im blauen Schwanz und blauen Flügeln schien sich „ihr Mann oft zu bespiegeln." Sie hatte blaue Flügel und *einen solchen Schwanz*, in dem sich ihr Mann (warum Mann?) *oft zu bespiegeln* schien. Warum nur schien? That ers nicht

wirklich, wenn die Sache anders angeht? Oder mußte ich den Infinitivum spiegeln zu Flügeln haben? „Sie trug die Brust „gewölbt und frey." Die Brust frey tragen, geht an. Gewölbt tragen, geht dieß auch an? Vielleicht bey den Tauben. „Die schönsten Latschen an den Füßen." Sie trug also Lätschen, und zwar an den Füßen. Ist trug das rechte Wort? Sagt man: die Taube hat Latschen an den Füßen, oder sie trägt? Man fällt beynahe durch das Wort tragen auf Bärlatschen oder Filzschuhe. „Sie konnt auch alt noch zärtlich küssen, war „schön, und doch dem Manne treu." Ist treu zu seyn eine große Tugend für Alte? Wozu also dieser doppelte Umstand? Soll es Satyre seyn? Oder ist es nur Ueppigkeit des Witzes, da man einen Einfall nicht zurück halten kann, weil er uns gefällt, ohne zu fragen, ob ihn die Sache gern verträgt? „Noch „größre Dinge zierten sie." Die Dinge schicken sich weder auf das Vorhergehende, noch auf das Nachfolgende. Sind das Dinge, daß sie einen weißen Hals und blaue Flügel hatte? Sind das Dinge, daß sie ihre Kinder mit ins Feld nahm, und sie nicht zu Schaden fliegen ließ? Mit geschickter Müh; ist gezwungen. Wohl; ist hier matt, prosaisch. Zwanzig Kinder; nicht schön. „Die Körner, die in Fur„chen liegen, die, lehrte sie, sind euch bestellt." Das lehrte sie, ist hart, gezwungen. Sind euch bestellt, anstatt, sind für euch, ist Reim, ist Undeutsch. In Furchen; nein! in den Furchen. Nicht ungestüm und auch nicht blöde. Wieder ein frostiger Gegensatz des Verses und Reims wegen! „Bist „du, so fragt sie, tugendhaft?" Die ganze Rede ist schlecht. Ich hätte besser gethan, ich hätte keine so schöne Taube auftreten lassen. Tugendhaft ist zu menschlich, zu philosophisch. „Was mir und den beschieden," nämlich, ist, das hier nicht fehlen kann. Und wer sind die den: Vermuthlich die Umstehenden, *also denen*, diesen; Undeutsch, wider die Grammatik! Du

nimmst, was mir und den beschieden ist; hätte es trockner gesagt werden können? Ist es nicht schon wieder der Reim? Dieß ist der Bösen Eigenschaft. Herzlich matt, trocken, gereimt!

„Der Sperling ward so gleich gerührt.“ Darüber kann man sich mit Rechte wundern. Doch die Sperlinge sehen vielleicht nicht auf die Beredsamkeit, sondern auf die Sachen. „Nur „bin ich noch nicht überführt, ob mehr ihr Ansehn oder Sagen „zu diesem Siege beygetragen.“ Es scheint, als hätte ichs gefühlt, daß die Rede der Taube nichts taugt. Aber ich hätte doch den schläfrigen Vers, Nur bin ich noch nicht überführt, auch fühlen sollen, um ihn wegzulassen. „Ob mehr ihr Ansehn „oder Sagen.“ Das Sagen anstatt ihrer Rede, ist hier eine Freyheit, die der Reim entschuldigt. „Zu diesem Siege bey„tragen.“ Beygetragen ist nebst dem ob mehr durchaus matt, prosaisch; und Sieg schickt sich hierher nicht. Die Ueberzeugung war geschehn. Da schon der Sieg erwähnet worden, so ist dieses sehr kraftlos. „Gleich von dieser Stunde.“ Das gleich ist nicht schön. Nun in der folgenden Zeile, ist ein leeres Wort. „Er hält sein Wort auch ohne Schwur.“ Ohne Schwur; wieder der Reim! „Und ob er öfters füttern „sahe.“ Das ob er, anstatt, ob er gleich, ist unrichtig und matt. „Kam er doch nie dem Schlage nahe;“ nahe, es sollte wohl nah, oder zu nah heißen. „Einst frißt er in der schönsten „Ruh;“ schönste Ruh, schlecht gesagt. Großer Verdacht, daß es der Reim sagt, und nicht der Autor. „Da sieht ihm „unsre Taube zu.“ Schläfrig verbunden! „Wie klug weißt „du im Sitzen.“ Im Sitzen, merkwürdiger Umstand! Endlich warum nicht sitzend? „Der Fremden Frucht bequem zu „nützen.“ Harter, unnatürlicher Ausdruck: Die Frucht der Fremden bequem nützen; und das von einem Sperlinge gesagt? Wäre es nicht besser: wie gut läßt du dir die fremden

Früchte schmecken? Aber auf schmecken war gleich kein Reim da. „Der Sperling hüpft so gleich empor.“ Hüpft empor, wo war er? Er saß. Wo saß er? In den Kirschen oder in den Schoten? Er hüpft also in die Höhe, und nicht empor. Dieß ist fremd. Und warum hüpft er empor? Ist es nöthig? ist der Umstand gebraucht worden? „Hab ich mein Laster nicht „gelassen?“ Mein Laster; zu arg! Frömmer als zuvor, ist nicht die rechte Sprache. „Du frömmer? rief die Taube „nach.“ Warum nach? Ist es nicht an rief genug? Sieht der Leser nicht, daß du frömmer? eine Wiederholung ist? „Du bist noch eben deine Schmach.“ Das ist sehr poetisch geredt, bis auf das eben, das schickt sich in den fremden Ton, du bist deine Schmach, nicht recht gut. Der geile Fresser, ist sehr niedrig gegen: du bist deine Schmach. Ist zu grob geschmählt. Das heißt, die Natur ergreifen, nicht schön nachahmen. „Dir wohnt dein böser Trieb noch bey.“ Beywohnen; ein böser Trieb wohnt mir bey; ist das die Sprache des Lebens? Es ist wohl gar keine Sprache. „Und suchst dir schmeichelnd beyzubringen.“ Beyzubringen; gereimt, anstatt, dich zu bereden. Dieß war das Wort. „Daß deine Brust gebessert „sey.“ Brust sehr poetisch anstatt Herz.

Die Moral hat überhaupt eine sehr gelehrte Miene, und also die Miene, die sie nicht haben soll. „Bald, Plato, trifft dein „Ausspruch ein, die Tugend scheint ein Tausch zu seyn.“ Gelehrt! Plato hat es gesagt. Warum trifft die Sache nur bald ein? Ich dächte, sie träfe oft ein. Ist also nicht richtig gedacht, oder nicht recht geredt. „Ein Laster wird itzt ausgetrie„ben.“ Austreiben ist platt; vertreiben sollte es heißen. „Der Weichling flieht den geilen Scherz.“ Was ist der geile Scherz? Vermuthlich die Wollust. Heißt die Wollust ein geiler Scherz? Der letzte Vers wird sich vermuthlich mit Herz schließen. „Wird „karg und nennt sich fromm und klüger.“ Klüger; gezwun=

gen. Die ganze Moral hätte heissen sollen: Wie oft ist unsre Tugend ein Tausch mit unsern Lastern! Eins lassen wir, ergreifen ein andres, und bereden uns, besser zu seyn. Wie sehr betrügt sich das menschliche Herz!

Das sind die vornehmsten Fehler; und wo sind denn die Schönheiten? Gesetzt, alle diese Fehler wären nicht da; würde die Fabel darum schön seyn? Sie könnte noch mittelmäßig, das heißt, elend seyn. Wo ist wiederum das Natürliche und Leichte, das in der Kunst zu erzählen so gefällt; das die Seele der Erzählung, das die Nachahmung des schönen Dialogischen ist? Wo ist die Kürze, die sich mit der Deutlichkeit, Vollständigkeit, und Lebhaftigkeit verträgt? Wo ist der Saft, der sich in einem Werke des Geschmacks, gleich dem Safte in einem blühenden Baume, durch alle Theile, durch Sachen, Wendungen, Sprache, verbreiten, alles erfrischen und beleben muß? Wo sind die Stellen, von denen der Leser sagt: Das war trefflich! O wie schön, wie ungezwungen! Hätte man es anders sagen können? Wo sind die Stellen, die sich auswendig behalten lassen? Wer liest so eine Fabel zwey, dreymal, und vergnügt sich das letztemal noch, gleich dem ersten?

So fehlerhaft sind die meisten meiner Fabeln und der übrigen Gedichte in den Belustigungen. Darf sich wohl jemand wundern, warum ich sie nicht habe zusammendrucken lassen?

Leipzig, Druck von Hirschfeld.